ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Was bedeutet Studieren in Heidelberg für Dich? Wir vergeben Bustickets für die besten Bilder. Mehr auf **Seite 5**

Mai 2014 – Nr. 149 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNESCOWELTKULTURZEITUNG www.ruprecht.de

Die Sprache der Physiker

Von Dominik Waibel

Physiker sind kaum der deutschen Sprache mächtig. Ein Physiker sagt: „Das habe ich jetzt so noch nicht ganz verstanden." Er meint: „Ich bin ahnungslos". Halten Physiker Reden, heißt es statt: „Ich bin ein Berliner" - „Man kann sich mit den Idealen der in Berlin lebenden Menschen identifizieren". Stellen Physiker eine Frage, drehen sie sich so lange mit ihr im Kreis, bis jede Orientierung verloren ist. Genauso tot wie die Materie, die sie untersuchen ist ihre Sprache. Gedeiht versehentlich eine schöne Formulierung, ersticken sie diese mit Passivkonstruktionen und eingeschobenen Nebensätzen, statt mit Floskeln knausern Physiker mit Verben - immer halten sie sich abstrakt. Diese selbstlose Flucht aus der Verantwortung findet ihren Höhepunkt im physikalischen Praktikum, auf dutzenden Seiten vermeiden die Physiker zu erwähnen wer für diesen Unfug zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Niemand möchte das ohne Not lesen. Wie die Philosophen untergraben Physiker die Verpflichtung jedes Intellektuellen: Sich so auszudrücken, dass jeder sie versteht; wo immer möglich dominiert der Fachbegriff! „Wer es nicht einfach und klar sagen kann, der soll schweigen und weiterarbeiten, bis er's klar sagen kann," schreibt Karl Popper, der Philosoph.



Foto: jop

Habemus Ticket

Bei der Urabstimmung über das Semesterticket votierte eine Mehrheit für die Verlängerung des Semestertickets. Die Wahlbeteiligung war überraschend hoch

Die Studenten der Universität Heidelberg haben über das Semesterticket der nächsten fünf Jahre abgestimmt. Mit einer großen Mehrheit wurde den vorgeschlagenen Konditionen für den Fahrschein zugestimmt; die Abend- und Wochenendregelung wird jedoch nicht auf das gesamte Tarifgebiet des Verkehrsverbunds Rhein-Neckar (VRN) ausgeweitet. In diesem Jahr hatten StuRa und PH-StuPa in Zusammenarbeit mit dem Studentenwerk erstmals die Verhandlungen mit dem VRN geführt. Der aktuelle Vertrag läuft zum Ende des Sommersemesters 2014 aus.

Bei der Wahl zum Semesterticket durfte jeder Student gleich zwei Stimmen abgeben. Die erste Frage bezog sich darauf, ob das Semesterticket unter den neu ausgehandelten Bedingungen weiterhin angeboten werden soll. Diese sehen vor, dass der obligatorische Sockelbeitrag von 22,50 auf 25,80 Euro und der Preis zusätzlich um 4,50 Euro pro Jahr steigt. Ein Zuschuss der Stadt Heidelberg half, den Preisanstieg zu begrenzen. Das bedeutet eine Preissteigerung von circa drei Prozent jährlich, sodass eine Fahrkarte im Wintersemester 2018/19 inklusive Sockelbeitrag genau 193,30 Euro kosten wird. Dafür gestimmt haben 91 Prozent, dagegen lediglich neun Prozent.

Bei der zweiten Frage ging es um die Ausweitung der Abendregelung auf das gesamte VRN-Tarifgebiet, was eine zusätzliche Preiserhöhung des Sockelbetrags um 14,50 Euro zur Folge gehabt hätte. Da sich allerdings nur 42 Prozent der Wähler für diesen Antrag ausgesprochen haben, wird dieser nicht umgesetzt. Von insgesamt 28 438 Wahlberechtigten gaben 5 704 Studenten ihre Stimme ab, was einer Wahlbeteiligung von rund 20 Prozent entspricht. Die Wahlbeteilung lag damit höher als zu erwarten war.

Die Abstimmung fand statt, nachdem sich in einer Umfrage des StuRa zur Zufriedenheit mit dem Semesterticket im Dezember letzten Jahres 70 Prozent der Studenten unzufrieden mit den aktuellen Konditionen gezeigt hatten. **(jop)**

Unbegrenzte Vielfalt

Das 26. Heidelberger Symposium wagt einen Blick über zahlreiche Grenzen

„Überall, wo Grenzen sind, wird geschmuggelt." Mit diesem Zitat Otto Weiß' begann das von Studenten organisierte Symposium. Vom achten bis zum zehnten Mai regten Referenten aus Wirtschaft, Politik, Kultur oder Wissenschaft zur Auseinandersetzung mit dem Thema: «Grenzen[los]» an.

Die NSU-Affäre, Aufregung über fehlenden Datenschutz bei Facebook und Google oder die Annexion der Krim: Diese Grenzüberschreitungen sorgen in den Medien für Diskussionen. Grenzen können territorialer, rechtlicher, moralischer oder persönlicher Art sein.

In dem Eröffnungsvortrag des Symposiums analysierte Ernst Uhrlau politische Entwicklungen vor dem Hintergrund seiner beruflichen Erfahrungen. Sich selbst Wahrnehmungsgrenzen aufzulegen, warf der ehemalige Chef des Bundesnachrichtendienstes der Politik vor. Das gelte in Bezug auf Rechtsextremismus nach der Wiedervereinigung ebenso wie für die NSA-Affäre. Diese könne für niemanden überraschend gekommen sein. Schließlich sei die Angreifbarkeit der Informationsübertragungswege bekannt gewesen. Im Anschluss kritisierte Uhlau die Nutzung digitaler Netzwerke. Diese ermögliche eine Anhäufung persönlicher Daten, über die sich Nachrichtendienste in der Vergangenheit keine Vorstellung hätten machen können. Wenn Staaten ihre Schutzfunktion für Persönlichkeitsrechte des Einzelnen nicht mehr wahrnehmen können, schloss Uhrlau: „Die Prognose für die Zukunft ist eine düstere."

Im Laufe des Symposiums eröffneten sich für viele Besucher neue Perspektiven und Einsichten. Persönliche Grenzen fielen unter der Vielfalt der diskutierten Themen und Standpunkte – ein großer Erfolg! **(chd, jas)**

Heidelberg, Literaturstadt?

Ach, das literarische Erbe Heidelbergs! Da sind „Des Knaben Wunderhorn", Stefan Georges mystische Dichtung und ein Gingkobaum für Goethe. Joseph von Eichendorff, Friedrich Hölderlin, Hilde Domin. Dieses Jahr feiert die Stadt Muhammad Iqbal, den berühmtesten Dichter Pakistans und erklärten Heidelberg-Liebhaber. Die Liste ließe sich noch eine ganze Weile fortsetzen. Kein Wunder also, dass Heidelberg sich in diesem Jahr um den Titel „UNESCO City of Literature" bewirbt. **(avo)**

Fortsetzung auf Seite 9

INHALT



Weber in Heidelberg
Max Weber verfasste seine wichtigsten Werke in Heidelberg. Ein Porträt zu seinem 150. Geburtstag auf **Seite 7**

Rebellische 70er
Protest, Drogen und Größenwahn – turbulent ging es im beschaulichen Heidelberg zu. Ein Blick zurück auf **Seite 3**

Forscherin mit Leib und Seele
Marie Luise Gothein schrieb in Heidelberg einen Bestseller zur Gartenkunst. Wir erinnern an sie auf **Seite 8**

Sollen Hochschulen an Rankings teilnehmen?

Am 6. Mai erschien das neueste CHE-Hochschulranking, bei dem 250 000 Studenten die Studienbedingungen ihrer Hochschule bewertet haben. Kann das Ranking als Entscheidungsgrundlage für den Studienort dienen oder täuscht es nur Vergleichbarkeit vor? (jas)

PRO

Das CHE-Hochschulranking ist das umfassendste Ranking von Hochschulbildung in Deutschland. Es beruht auf der größten zugrunde liegenden Datenbasis und hat über die Jahre eine öffentliche Sichtbarkeit entwickelt, die es in Deutschland zur meist genutzten Quelle bei der Recherche von Hochschulen und Universitäten macht.

Wenn man also die Schülerinnen und Schüler in ihren Nutzergewohnheiten ernst nimmt, führt am CHE-Hochschulranking kein Weg vorbei – daran ändert auch die Tatsache nichts, dass wir bestimmte Kritikpunkte der Scientific Community an der Methodik des Rankings teilen.



Castulus Kolo
Dekan der Macromedia Hochschule für Medien und Kommunikation

Als private Hochschule mit Studiengebühren von durchschnittlich 5000 Euro pro Semester fühlen wir uns in besonderer Weise verpflichtet, unsere Leistungen transparent zu machen. Wir möchten, dass sich unsere zukünftigen Studentinnen und Studenten ein umfassendes Bild von den deutsch- und englischsprachigen Studiengängen bei uns machen können. Deshalb laden wir sehr regelmäßig zu Infoveranstaltungen ein, halten Workshops und Open-Campus-Tage ab – erst kürzlich kamen im Rahmen des MHMK-TalentCamp über 400 Studieninteressenten für einen halbtägigen Kreativworkshop an unseren Standorten in München, Stuttgart, Köln, Hamburg und Berlin zusammen.

Ergänzend zu der persönlichen Anschauung ist die Beurteilung durch eine unabhängige, wissenschaftliche Instanz für eine fundierte Annäherung an eine Hochschule allerdings unerlässlich. Wie vergleicht sich denn die technische Ausstattung mit der der Wettbewerber? Wie gut sind die Lehrenden erreichbar? Und welche Möglichkeiten zum Auslandsstudium werden angeboten? Solche Einschätzungen müssen von Dritten kommen und sie müssen eine Vergleichbarkeit der verschiedenen Hochschulen herstellen – sonst haben sie keinerlei Aussagewert.

Für das internationale Klientel ist der Stellenwert von Rankings vielleicht noch höher, fehlt den ausländischen Interessenten doch oft die Möglichkeit, sich vor Ort ein eigenes Bild zu machen. Und auch international besitzt kein anderes Hochschulranking eine ähnliche hohe Sichtbarkeit wie das des CHE. Wer sich, wie die MHMK, also als internationaler Bildungsanbieter profilieren will, hat derzeit gar keine Alternative.

Als Stärken des Rankings sehen wir die Berücksichtigung von Studierenden- ebenso wie Professorenurteilen. Als Fachhochschule begrüßen wir die Überprüfung von berufsrelevantem Know-how in den Studieninhalten. Auch befinden wir uns als Hochschule ohnehin in einem ständigen Verbesserungsprozess und pflegen die Interaktion mit unseren internen Stakeholdergruppen – das CHE-Hochschulranking begreifen wir insofern als logische Fortsetzung dieser Haltung.

An der MHMK, Macromedia Hochschule für Medien und Kommunikation, sind wir sehr gespannt auf die Resultate des CHE-Hochschrankings 2014 und begreifen unsere Beteiligung als Service für unsere zukünftigen Studierenden!

> „Ergänzend zu der persönlichen Anschauung ist die Beurteilung durch eine unabhängige, wissenschaftliche Instanz für eine fundierte Annäherung an eine Hochschule unerlässlich."

CONTRA

An der Uni Jena sitzen SoziologInnen und JuristInnen Seite an Seite – jedenfalls räumlich. Verlasse ich dort mein Büro, dann sehe ich wenige Türen weiter ein Plakat hängen, von dem mich mit durchdringendem Blick eine Eule ansieht. „Das CHE-Ranking steht an!" erfahren die Studierenden, die hier auf die Sprechstunde eines Kollegen warten – und dass es dabei um eine „verdammt ernste" Sache geht: nämlich um die Platzierung der Jenaer Rechtswissenschaften in jener Rangliste, die – im Zeichen der Eule – regelmäßig vom Gütersloher Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) der Bertelsmann-Stiftung erhoben und im *ZEIT*-Studienführer veröffentlicht wird. Die vom CHE durch Vermittlung der Universitätsverwaltung kontaktierten und zur Bewertung ihres Studiengangs aufgeforderten Jenaer KommilitonInnen werden hier ganz unverblümt zu einem strategischen Verhalten aufgerufen, um „ihrem" Fachbereich beim nächsten Ranking zu „helfen, nach vorne zu kommen" – „2011 haben wir dabei nur den Rang neun erzielt". Nun, da sollte doch mehr drin sein, auch im Interesse der Studierenden selbst: „Denn Dein Abschluss ist so angesehen wie Deine Fakultät."



Fotos: privat

Stephan Lessenich
Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Wie auch immer man die Wirkung dieser Werbeaktion einschätzen mag: Sie ist beredter Ausdruck jener Wettbewerbslogik, die (unter anderem) mit dem CHE-Ranking an den deutschen Hochschulen Einzug gehalten hat. Gerne reklamiert das CHE öffentlich die „Demokratisierung des Rankings" für sich, weil es bei ihm, anders als bei weltweiten Universitätsranglisten, maßgeblich die Studierenden selbst sind, die durch ihre Qualitätsurteile die in Gütersloh berechnete Trennung in „gute" und „schlechte" Lehrleistungen an deutschen Hochschulen herstellen. Und man mag es für einen Ausweis gelebter Demokratie halten, wenn die Studierenden die CHE-Befragung zur (vermeintlichen oder tatsächlichen) Wertsteigerung ihrer Studienabschlüsse nutzen – derselben Logik folgen sie ja auch, wenn sie eine aus dem bundesweit inszenierten „Exzellenzwettbewerb" als Sieger hervorgegangene Universität als Studienort wählen. Nur: Wie viel der Titel „Exzellenzuni" oder die Positionierung eines Studiengangs in der „Spitzengruppe" des CHE-Rankings tatsächlich über die Güte von Forschung und Lehre in Heidelberg, Jena oder anderswo aussagen, ist durchaus fraglich.

> „Es geht darum, eindeutig belegbare Qualitätsdifferenzen zu suggerieren."

Und dies keineswegs nur wegen möglicherweise aus Eigeninteresse verzerrter Qualitätsurteile. Auch wenn Studierende nach bestem Wissen und Gewissen an die CHE-Befragung herangehen, stellt sich die Frage nach der Vergleichbarkeit subjektiver Zufriedenheitsurteile von Studierenden an unterschiedlichen „Standorten" (so die nicht zufällig aus wirtschaftspolitischen Debatten übernommene Bezeichnung für wissenschaftliche Bildungseinrichtungen). Hat zum Beispiel das Urteil von Soziologiestudierenden, die Methodenausbildung an Institut A sei „sehr gut", eine gewisse (wenngleich in solcher Pauschalität begrenzte) Aussagekraft, so erscheint es zugleich wenig sinnvoll, diesen absoluten Zufriedenheitswert mit jenem von Institut B, an dem das entsprechende studentische Urteil „mittelmäßig" oder „schlecht" lautet, in ein Rangverhältnis zu setzen. Denn vielleicht fänden die Studierenden an Institut B die ihnen dort angebotene Methodenlehre ja doch relativ „gut", wenn sie – wie etwa nach einem Auslandssemester – die „sehr gute" Lehre an Institut A selbst kennen würden und als Maßstab an ihre Bewertung der Lehre vor Ort anlegen könnten.

Eine solch unmittelbare Vergleichsmöglichkeit haben die Studierenden aber bekanntlich nicht – was unproblematisch wäre, wenn es nur, wie bei hochschulinternen Lehrevaluationen üblich, um die Einschätzung und Verbesserung der lokalen Studien- und Lehrsituation ginge. Doch das CHE-Ranking will mehr – oder vielmehr etwas anderes. Denn letztlich geht es genau darum, die Möglichkeit eindeutig belegbarer Qualitätsdifferenzen zu suggerieren – und als Weg zur Qualitätsverbesserung, wie in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen mit durchaus zweifelhaftem Erfolg üblich, die Parole „mehr Wettbewerb" auszugeben. So schließt sich dann der Kreis: Das Wettbewerbsinstrument des Rankings verlangt nach einer Intensivierung des Wettbewerbs, den am Ende die Studierenden zu spüren bekommen werden – wie auch immer sie „ihre" Universität bewerten.

Drei Heidelberger Studenten kommentieren das CHE-Hochschulranking



Ann-Christin Heinemann, Rechtswissenschaften

„Ich habe das Ranking bei meiner Studienentscheidung angesehen um mich über die Qualität der Hochschulen zu informieren. Allerdings zweifele ich an der Aussagekraft, da zu wenig Studenten an den Umfragen teilnehmen. "



Nicole Colaianni, Englisch und Geschichte

„Ich denke die Studenten können eine Universität am besten bewerten. Ich würde selbst gerne an der Befragung an unserer Uni teilnehmen, damit am Ende ein realistisches Bild entsteht."



Fotos: fwe

Gabriel Noll, Rechtswissenschaften

„Ich habe an der Befragung an unserer Uni teilgenommen, finde das Ergebnis aber nicht repräsentativ. Kein Student kann über die gesamte Uni eine Aussage treffen, höchstens über seine Fakultät. Und für die Bewertung der einzelnen Fakultäten gibt es bessere Rankings."

Aus der Enge des Neckartals



Foto: Cornelius Fraenke

Die 70er Jahre veränderten Heidelberg wie kaum ein anderes Jahrzehnt. Doch sind sie im kollektiven Gedächtnis der Stadt kaum präsent. Eine Ausstellung versucht dies zu ändern

Von Manon Lorenz und Michael Graupner

Zwei gepanzerte Sonderfahrzeuge der Polizei fahren die besetzte Hauptstraße entlang. Hinter aus Mülltonnen und Sperrmüll errichteten Blockaden verschanzen sich mehrere tausend Demonstranten. Sie werfen Steine, Flaschen und Eisenstangen. Die aus dem ganzen Land herbeigerufenen Polizisten reagieren mit Tränengasbomben und Schlagstockeinsatz. „Bürgerkriegsähnliche Zustände in der Innenstadt" titelt die *Rhein-Neckar-Zeitung* am Morgen danach; Oberbürgermeister Zundel fordert alle Bürger auf, sich von dem „gebotenen Politrockertum" fernzuhalten.

In der Nacht des 26. Juni 1975 erlebte Heidelberg eine der gewalttätigsten Demonstrationen seiner Geschichte. In seltener Eintracht demonstrierten Studenten und langjährige Altstadtbewohner gemeinsam: gegen die geplante Fahrpreiserhöhung, gegen die voranschreitende Altstadtsanierung, und gegen das alle vereinende Feindbild des Oberbürgermeisters.

Ab Donnerstag wirft die Ausstellung „Eine Stadt bricht auf: Heidelbergs wilde 70er" im Kurpfälzischen Museum erstmals einen Blick auf diese bewegte Zeit. Das überschaubare Heidelberg war in den 70er Jahren neben Großstädten wie Berlin oder Frankfurt ein Zentrum der entstehenden Alternativkultur. Angeregt vom Wunderhorn-Verleger Manfred Metzner konzentriert sich die Ausstellung vor allem auf diesen Aspekt. Für Metzner waren die 70er Jahre „die kreativsten Jahre Heidelbergs", in denen die Stadt aus der Enge des Neckartals ausbrach und sich in vielerlei Hinsicht veränderte. Metzner ist dabei selbst Zeuge dieser Zeit. Ein Großteil der Exponate stammt aus seinem Privatbesitz.

Der Bruch mit den „68ern" setzte zu Beginn des neuen Jahrzehnts innerhalb der Heidelberger studentischen Linken ein. Im März 1970 hatte sich der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) auf Bundesebene selbst aufgelöst; im Juni erfolgte das Verbot des Heidelberger SDS. Die Konsequenz war die Spaltung der Studentenbewegung in eine undogmatische A- und eine dogmatische B-Fraktion. Die dogmatische Linke formierte sich fortan parteilich in sogenannten Kadergruppen wie dem Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW).

Die Mehrheit im Allgemeinen Studentenausschuss (AStA) hatte aber die undogmatische Fraktion inne, in ihrer Selbstbezeichnung „Spontaneisten" genannt. Als publizistisches Organ der Szene diente die deutschlandweit erste und 1973 in Heidelberg unter Mitwirkung von Manfred Metzner gegründete Sponti-Zeitung Carlo Sponti. Mittels kreativer Protest- und Ausdrucksformen traten die „Spontis" für die Etablierung einer alternativen Alltagskultur ein, die in Opposition gegenüber den als repressiv empfundenen Ordnungsstrukturen stand: „Die 68er haben eine gewisse Vorarbeit geleistet, aber Vieles lief nicht in unserem Sinne, sie waren viel theoretischer drauf; wir lieferten dann die Praxis", erklärt Manfred Metzner.

Angela Siebold, Historikerin und eine der Kuratoren der Ausstellung, unterstreicht das Abgrenzungsbedürfnis der Spontis: „Der Begriff der Autonomie spielte eine große Rolle; sie wollten aus sich selbst heraus etwas Neues gestalten und niemandem Vorschriften diktieren." Alternative Szenen seien aber auch in großen Studentenstädten wie Frankfurt und Berlin entstanden. „Das Besondere ist weniger was, sondern dass es auch im kleinen Heidelberg passiert ist." Da verwundert es etwas, dass die 70er Jahre in der Stadtgeschichte bis heute weitgehend unerforscht sind. So konnte die Ausstellung nur unter Beteiligung von Zeitzeugen realisiert werden. Sie standen Heidelberger Studenten der Geschichte und der Kunstgeschichte in Interviews Rede und Antwort. Ausschnitte der Gespräche können in der Ausstellung über ausleihbare Tablets angehört werden. Geschichtsstudenten verfassten ebenfalls die Texte der Ausstellungszeitung.

> „Die 68er haben eine gewisse Vorarbeit geleistet, aber Vieles lief nicht in unserem Sinne"

Das Aufkeimen der Alternativbewegung beförderte gleichzeitig die Entstehung zahlreicher sozialer Bewegungen, deren Dreh- und Angelpunkt das „Collegium Academicum" (CA) war. Das 1945 gegründete selbstverwaltete Studentenwohnheim im Gebäude der heutigen Universitätsverwaltung fungierte als politisches und kulturelles Studentenzentrum in der Altstadt. Kollegiaten und Besucher schätzten es als letzten kreativen Rückzugsort. Hier gründete sich die erste Frauen- und Männergruppe und auch die Schwulengruppe „Homo Heidelbergensis" nahm hier ihren Anfang.

Jedoch waren die „wilden 70er" in Heidelberg nicht nur ein buntes, produktives Treiben, wie es die Ausstellung suggeriert, sondern auch eine Zeit der Radikalisierung. Neben einer regen Kneipenkultur in der Altstadt existierte hier seit den 60er Jahren eine der größten Drogenszenen Deutschlands, deren Hauptumschlagplatz die Untere Straße war. Unter permanenter polizeilicher Beobachtung stehend, war sie Schauplatz von Razzien, die den Konsum von Haschisch, Heroin und LSD eindämmen sollten. Erhofft hatte man sich spirituelle Bewusstseinserweiterung und gesellschaftliche Befreiung - hemmungslos auf der Straße urinierende Junkies waren die Realität.

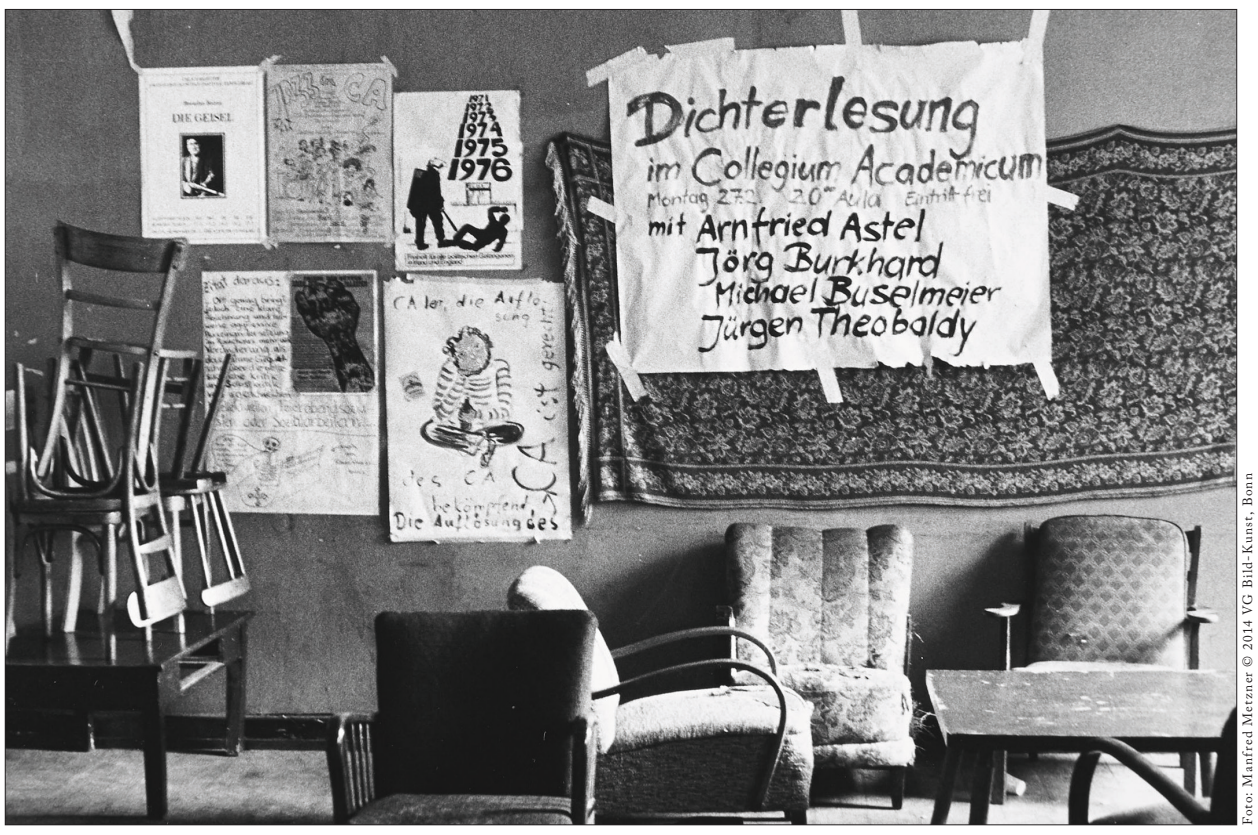


Foto: Manfred Metzner © 2014 VG Bild-Kunst, Bonn

Innenansicht des Collegium Academicum im Jahre 1978 (unten), Demo gegen die Erhöhung der Fahrpreise im Juni 1975 (oben)

Als Sitz des Hauptquartiers der US-Streitkräfte in Europa war Heidelberg auch Zielscheibe des Linksterrorismus. Am 24. Mai 1972 verübte die RAF einen Bombenanschlag auf das Hauptquartier, bei dem drei Soldaten ums Leben kamen. Unabhängig davon hatte sich 1970 das „Sozialistische Patientenkollektiv" (SPK) in Heidelberg gegründet, das Krankheiten als Resultat einer kapitalistischen Gesellschaft verstand. Das SPK wurde bereits 1971 wegen staatsfeindlicher Agitation aufgelöst. Einige seiner Mitglieder beteiligten sich in den Folgejahren an Anschlägen der zweiten RAF-Generation. Zwei Schattenseiten der 70er Jahre, die in der Ausstellung aber nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Weitaus deutlicher wird der Fokus auf einen großen Streitpunkt der Stadtpolitik gerichtet: die Altstadtsanierung. Hatte das Zentrum Heidelbergs den Zweiten Weltkrieg so gut wie unbeschadet überstanden, war die Bausubstanz der Gebäude nun marode und Toiletten gab es oftmals nur auf „halber Treppe". Mit der Wahl Reinhold Zundels 1966 zum Stadtoberhaupt sollte sich dies ändern. Zundel, bei seinem Amtsantritt gerade einmal Mitte 30, zeigte sich begeistert von Plänen des Architekten und NASA-Mitarbeiters Hannes Lührsen. Dieser wollte die Altstadt von lärmenden Autos befreien und aus ihr die größte Fußgängerzone Deutschlands machen. Für alteingesessene Bewohner und Studenten entstand Platz im neuen Stadtviertel Emmertsgrund, das Anfang der 70er Jahre in grüner Randlage erbaut wurde. Ein Projekt, das scheiterte – die Baukosten stiegen in ungeahnte Höhe, die Mieten ebenso und so blieb am Emmertsgrund einzig seine Umgebung beschaulich.

> „Heidelberg 2000": Eine Seilbahn über den Neckar, eine Magnetschwebebahn unter der Hauptstraße

Unter dem Motto „Hand aufs Herz – wir müssen bauen" schritt in der Altstadt die beabsichtigte „Revitalisierung" Heidelbergs voran. Alte Villen und Häuser mussten weichen und wurden durch Parkhäuser und Tiefgaragen ersetzt. Die diskutierten Projekte scheinen heute utopisch, doch entsprachen sie dem damals als „fortschrittlich" empfundenen Zeitgeist: So sollte eine unterirdisch geführte Magnetschwebebahn, die „Transurban", zwischen Karlstor und Bismarckplatz verkehren und eine Seilbahn Touristen vom Philosophenweg bis in die Altstadt beamen. Sogar an eine Überbauung des Neckars wurde gedacht. Zwar konnte Zundel sich mit seiner Vision eines „Heidelberg 2000" nicht in Gänze durchsetzen, dennoch wirkt die Bauwut noch heute nach. Sinnbildlich für die architektonischen Sündenfälle dieser Zeit steht das 1972 erbaute Neue Kollegiengebäude im Marstallhof. Den größten Einschnitt erlebte die Hauptstraße: 1977 wurde ihr die Trinität aus Fußgängerweg, Autoverkehr und Straßenbahnschienen genommen. Nur noch ersterer blieb erhalten und machte aus ihr eine x-beliebige Konsummeile. Zundel wurde so zur bevorzugten Angriffsfläche von linken Studenten und Altstadtbewohnern. „Wir nannten ihn den neuen General Mélac", feixt Manfred Metzner in Anlehnung an den französischen General, der 1693 Heidelberg niederbrannte. Doch es gab auch Bewunderung für den „Macher" Zundel, der „anpackte" und auch unpopuläre Entscheidungen konsequent durchsetzte. Bei der Bürgermeisterwahl 1976 erhielt er knapp 80 Prozent – so viel wie kein Heidelberger Bürgermeister vor und nach ihm.

Zwar war der Protest gegen die Altstadtsanierung teilweise massiv, aber überwiegend erfolglos. Im Januar 1974 räumte die Polizei gewaltsam das Frauenzentrum in der Plöck, die Fahrpreise wurden im Juni 1975 um 25 Prozent erhöht und die Free Clinic, die kostenlose medizinische Versorgung anbot, musste 1977 aus der Brunnengasse ausziehen.

Bereits 1975 war auch die Schließung eines weiteren „Schandflecks" beschlossene Sache: Das Collegium Academicum, als „Hort der Linksfaschisten" verschrien, musste der Universitätsverwaltung weichen. Im Morgengrauen des 6. März 1978 räumten Hundertschaften der Polizei das von seinen Bewohnern seit mehreren Wochen besetzte Kollegienhaus. Das Projekt studentischer Selbstverwaltung war beendet. Manfred Metzner beschreibt eine „Phase der Depression", die nach der Schließung des Wohnheims einsetzte. Angela Siebold sieht einen Grund hierfür im mangelnden Freiraum: „Eine der Besonderheiten Heidelbergs ist, dass die öffentliche Präsenz der alternativen Szene 1978 so abrupt endet. Das CA war der einzige Ort, wo man sich Räume nehmen konnte und machen konnte, was man wollte." Mit der Schließung des CA gab es diese Räume nicht mehr.

Was bleibt von den 70ern? „Wir haben durch die subversive, feingliedrige Gesellschaftsveränderung tiefgreifend die Stadt verändert", behauptet Manfred Metzner. Ihre Spuren sind, wenn auch zaghaft, an einigen Orten, wie dem Weltladen, Buchläden, dem Wunderhorn-Verlag und vielen Kneipen noch heute sichtbar. Die Spontis von damals sitzen zudem für Grüne und GAL im Gemeinderat und in Bürgerinitiativen.

Große städtebauliche Veränderungen im Westen und Süden der Stadt und eine lang nicht gekannte Möglichkeit der studentische Mitbestimmung machen den Blick auf die Siebziger heute aktueller denn je. Doch eine Aufbruchstimmung? Nirgends.

„Eine Stadt bricht auf: Heidelbergs wilde 70er", Kurpfälzisches Museum, bis zum 21. September. Die von Studenten erstellte Ausstellungszeitung kostet 70 Cent.

Der Schmutz der Exzellenz

Die Uni lässt die Verträge von 18 Reinigungskräften im Sommer auslaufen. Sie will stattdessen vermehrt auf „Fremdreinigung“ setzen. In den Instituten dürfte es bald dreckiger werden

Die Atmosphäre im vollbesetzten Hörsaal der Heuscheuer ist angespannt: „Sie wissen das schon viel länger“, „Ich habe eine Familie mit drei Kindern“, „Wir sind fast alle 50 – wo sollen wir hin?“ Nahezu alle Reinigungskräfte der Universität sind gekommen und lassen ihren Emotionen freien Lauf.

Am zehnten April informierte die Universitätsverwaltung darüber, dass sie die bislang befristeten Arbeitsverhältnisse von 18 Reinigungskräften im Sommer nicht verlängern wird. Nach einmaliger Befristung hätten diese nun einen unbefristeten Vertrag erhalten müssen. Im nächsten Jahr wird sieben Weitere das gleiche Schicksal ereilen. Auf einer Teilpersonalversammlung in der letzten Woche informierte der Personalrat der Uni die Reinigungskräfte über die anstehenden Maßnahmen. Der Personalrat ist die Vertretung aller Beschäftigten der Uni und vertritt ihre Interessen gegenüber der Verwaltung.



Foto: mgr

Verwaiste Putzwagen werden in Zukunft keine Seltenheit sein

Sein Vorsitzender, Hermino Katzenstein, zeigt sich besonders echauffiert darüber, dass die Uni im März noch sieben Reinigungskräfte einstellte. So signalisierte sie den Angestellten, ihr Arbeitsplatz sei sicher. Doch wenige Wochen später kam die Hiobsbotschaft für gut ein Fünftel der 114 Reinigungskräfte. „Das ist eine Riesensauerei“, schimpft Katzenstein und erntet dafür großen Applaus. Anschließend nimmt Senni Hundt, Personaldezernentin und Vertretung für Uni-Kanzlerin Angela Kalous, Stellung. Mit der bedächtigen Art einer Verwalterin schafft sie es die aufgeheizten Gemüter etwas zu beruhigen: „Ich kann ihre persönliche Situation absolut nachvollziehen.“ Der Hintergrund für die Entscheidung sei die sich verschlechternde Finanzlage der Universität. Seit 1997 habe sich das Budget nicht mehr verändert und Anfang April erhielt man negative Nachrichten aus den Solidarpaktverhandlungen mit der Landesregierung. „Langsam stehen wir da an der Wand“, ergänzt Finanzdezernent Tim Krützfeldt. Vor allem die wachsenden Energiekosten strapazieren den Haushalt. „Wir sind ja eine Exzellenz-Uni“ – selbst Hundt kann sich den Spott nicht sparen.

Bei den Reinigungskräften sieht das Rektorat noch Einsparungspotential. Denn die freiwerdenden Stellen werden durch sogenannte „Fremdreinigung“ ersetzt. Die Uni vergibt Aufträge an lokale Reinigungsfirmen, die zu deutlich günstigeren Konditionen arbeiten. Derzeit werden knapp die Hälfte der Reinigungskräfte durch sie gestellt. Der Landesrechnungshof hat schon seit Langem eine komplette Umstellung angemahnt; die Universität würde so gut eine Million Euro einsparen. „Die Eigenreinigung ist eigentlich viel zu teuer“, macht Hundt deutlich. Doch die Konsequenzen einer solchen Maßnahme wären verheerend. Zum einen zahlen Fremdreinigungsfirmen einen geringeren Lohn als die Uni, zum anderen würde die Qualität der Reinigung deutlich sinken. Die Reinigungskräfte dort stünden unter enormen Zeitdruck, berichtet Katzenstein. Ein Mitarbeiter des Anglistischen Seminars ergänzt, dass es vor ein paar Jahren schon einmal Fremdreinigung in seinem Institut gab: Teilweise mussten die Mitarbeiter die Toiletten selbst putzen, weil es die Reinigungskräfte nicht taten.

Eine endgültige Entscheidung über die komplette Umstellung auf Fremdreinigung sei zwar noch nicht gefallen, aber Personaldezernentin Hundt stellt schon einmal klar: „Sollte die Fremdreinigung kommen, wird es einen sozialverträglichen Übergang geben“, zudem verspricht sie keine Kündigungen der unbefristeten Arbeitsverhältnisse.

Die Umstellung ist also nur noch eine Frage der Zeit. Im Moment laufen im Rektorat die Planungen für den Haushalt 2015, die im Herbst abgeschlossen sein dürften. Die Reinigung der Uni scheint dabei zweitrangig – solange die Alte Aula sauber bleibt, versteht sich. **(mgr)**

StuRa als Gewinner der Urabstimmung

Von Jonas Peisker

Die Studenten haben abgestimmt und wenig überraschend wird es auch in Zukunft ein Semesterticket geben. Das über 90 Prozent der 5700 Wähler für das Ticket votierten liegt daran, dass es für viele schlicht und ergreifend keine Alternative gibt. Das MAXX-Ticket für Auszubildende, das für sechs Monate 233,40 Euro kostet, ist deutlich teurer.

Abgesehen von der klaren Entscheidung für das Angebot ist die zweite Erkenntnis dieser Wahl, dass der Studierendenrat gute Arbeit geleistet und für die Studenten ein faires Ticket ausgehandelt hat. Auch deswegen fiel das Ergebnis so deutlich aus. Diese Abstimmung war die erste Bewährungsprobe des StuRa und er hat sie genutzt. Der VRN hat nach anfangs deutlich höheren Vorschlägen mit einer jährlichen Preissteigerung von fünf Euro ein angemessenes Angebot gemacht. Zudem ist es eine gute Leistung knapp über 20 Prozent der Studenten zum Wählen zu motivieren. Der StuRa hat es kurz nach seiner Konstitution geschafft, Ergebnisse zu liefern und sich für die Zukunft politische Glaubwürdigkeit zu erarbeiten. Die jährliche Preissteigerung von rund drei Prozent entspricht größtenteils der Inflation, sodass die reale Erhöhung von dann noch ein bis zwei Prozent sehr moderat ausfällt. Diese Einsicht würde vielen Studenten noch mehr nutzen, wenn auch das BAföG zur Abwechslung der Inflation angepasst würde, nicht nur die Preise.

Gut zu wissen: Man kann den Fahrschein entweder klassisch am Schalter oder aber online erwerben. Der Vorteil des Online-Kaufs besteht darin, dass man bei Verlust der Karte einfach die heruntergeladene Datei wieder ausdrucken kann. Andernfalls fällt eine Verwaltungsgebühr in Höhe von 25 Euro für die Neuausstellung an.

Außerdem ist das Online-Ticket etwas günstiger. Dies hängt mit dem Verlauf der Verhandlungen zusammen: Als die Gespräche zwischen StuRa und VRN auf der Kippe standen, erklärte sich die Stadt Heidelberg im Eiltempo bereit, 50 Cent pro Ticket pro Jahr zu übernehmen, um die Verhandlungen zu retten. Aus vertrieblichen Gründen kann man diesen Zuschuss nur in Anspruch nehmen, wenn man seine Karte beim Rhein-Neckar-Verkehr (RNV) kauft.



Wo ist Johanna Wanka?

Vor über einem Jahr trat die Mathematikerin das Amt der Bundesbildungsministerin an. Viel geleistet hat sie bisher nicht

Mindestlohn, Doppelpass, Mütterente, Rente ab 63, Energiewende – die Geschwindigkeit der Regierungsarbeit der Großen Koalition scheint gewaltig. Ihre wichtigsten Projekte wurden in den letzten Wochen in Gesetzestexte gegossen oder sind kurz davor. Allein das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) bleibt bislang jegliche Erfolgsmeldungen schuldig.

Und das, obwohl die Chefin des Hauses, im Gegensatz zu den meisten ihrer Kollegen, schon unter der Vorgängerregierung ins Amt kam: Vor nun mehr als einem Jahr trat Johanna Wanka die Nachfolge von der mittlerweile überführten Plagiatorin Annette Schavan an. Als Ministerin schien sie prädestiniert für diesen Job – die gelernte Mathematikerin hatte lange Jahre als Wissenschaftsministerin in Brandenburg und Niedersachsen gedient. Eine kompetente Fachministerin im Kabinette Merkels – eine wahre Rarität. Gleich zu Beginn versprach sie eine längst überfällige Reform des BAföG.


Foto: Bundesministerium für Bildung und Forschung/ Laurence Chaperon

Johanna Wanka, 63, bislang erfoglose Ministerin

Doch erwies sich diese Ankündigung als leeres Versprechen: Der aufziehende Wahlkampf brachte alle Verhandlungen zwischen Bund und Länder zum Erliegen. Für Ernüchterung sorgten dann die Koalitionsverhandlungen. Ursprünglich hieß es, CDU/CSU und SPD seien sich über eine BAföG-Novelle einig. Doch dann die Überraschung: Im Koalitionsvertrag tauchte das BAföG nicht auf. Ein „redaktioneller Irrtum“, ließ die Regierung in spe verlauten. „Wir machen eine BAföG-Reform, darauf können Sie sich verlassen“, beschwichtigte die Ministerin umgehend. Doch seither ist nun schon fast ein halbes Jahr vergangen und eine Reform des BAföG ist weiter nicht in Sicht. Die Bundesregierung erklärte bei der Veröffentlichung des BAföG-Berichtes Ende Januar lediglich, dass die „Weiterentwicklung des BAföG notwendig“ sei und man die „notwendigen Gespräche unmittelbar“ aufnehmen werde. Doch auch zum heutigen Tag hat sich an diesem Sprachgebrauch nichts geändert. Das Bildungsministerium gegenüber dem *ruprecht*: „Die für eine Entscheidung über konkrete Änderungsvorschläge der Bundesregierung erforderlichen Vorgespräche und Überlegungen sind noch nicht abgeschlossen.“

Dabei scheint eine Novelle dringender denn je. Die letzte „Reform“, die aus nicht mehr als einer Anhebung der Sätze um fünf Prozent bestand, ist nun schon vier Jahre her. Seitdem sind die Lebenshaltungskosten stark gestiegen. Stefan Grob vom Deutschen Studentenwerk fordert daher auch eine „substantielle Erhöhung“ des BAföG – um mindestens 7,5 % Prozent bei den Bedarfssätzen, und um mindestens 10 % bei den Elternfreibeträgen. „Noch besser wäre es, das BAföG regelmäßig und automatisch an die Entwicklung von Preisen und Einkommen anzupassen.“ Außerdem fordert er eine Reihe von qualitativen Besserungen. Mit einer Reform rechnet er frühestens zum Wintersemester 2015/16 – „vorausgesetzt, Bund und Länder können sich darauf einigen“. Besonders die Finanzierung einer solchen Reform ist der Knackpunkt: Wanka will, dass die Bundesländer die Mehrkosten von über einer Milliarde Euro mittragen, wogegen diese bislang hartnäckig Widerstand leisten.

Aber auch in anderen Bereichen der Bildungspolitik konnte die Regierung bislang wenig vorweisen. Schon der Koalitionsvertrag blieb im Ungefähren: Man wolle „die Dynamik der Exzellenzinitiative“ und „des Hochschulpaktes“ erhalten und „die Förderung der außeruniversitären Forschungseinrichtungen vorantreiben“. Was diese Maßnahmen nun genau bedeuten und wann sie umgesetzt werden könnten, ist weiter unklar. Einen Gesetzesentwurf gab es aus dem Hause Wanka bisher noch nicht. Dabei besteht gerade im Bereich der Hochschulfinanzierung dringend Reformbedarf.

Für Kai Gehring, Bildungspolitischer Sprecher der Grünen im Bundestag, sind die Regierung und Johanna Wanka in der Bildungspolitik daher auch „herbe Enttäuschungen“. „Wegen fortdauernder Konzeptlosigkeit und großkoalitionärer Selbstblockade droht Wanka erstes Sparopfer von Schäubles „Schwarzer Null“ zu werden“, so Gehring.

Bislang versuchte es Johanna Wanka mit der ihrer Art entsprechenden ruhigen Hand. Wenn diese Legislaturperiode keine des bildungspolitischen Stillstands werden soll, muss es damit vorbei sein. **(mgr)**

Der Campusführer

Die Facebook-Seite des Studi City Guide hält Heidelberger Studenten auf dem Laufenden – jetzt ist die passende App erschienen



Der Jurastudent Nicholas Schoch hat den Studi City Guide entwickelt

Foto: dom

Folge dem blauen Affen! Der Brückenaffe begrüßt Neue in Heidelberg, so auch der „Studi City Guide". Blau ist der Affe im Logo, weil das farblich am besten passt, sagt Nicholas Schoch, der Gründer des Studi City Guide. Er gründete den Studi City Guide im Juli 2012, zunächst in Facebook, später auch als Webseite und seit kurzem gibt es den Studi City Guide auch als App. Nicholas Schoch ist ein sympathischer Heidelberger Student, er strahlt wenn er von seiner neuen App erzählt.

„Dadurch, dass ich ursprünglich aus Heidelberg komme, kannte ich mich schon zu Beginn meines Jurastudiums sehr gut aus. Die meisten Studenten kommen aber hierher und kennen so gut wie nichts", so kam ihm die Idee, den Studi City Guide zu gründen.

„Mit Studi City Guide wollen wir allen Studenten, gerade auch denen, die sich noch nicht auskennen, die interessantesten Locations, Geschäfte, Orte und Events rund um den Campus zeigen. Gleichzeitig ist es unser Ziel, dass den Studenten von den Heidelberger Unternehmen etwas Besonderes geboten wird – von Gewinnspielen über Events bis hin zu Rabattaktionen exklusiv für Studenten".

Auch zu Beginn dieses Semesters gab es wie jedes Semester ein Fahrrad zu gewinnen, knapp 200 Studenten nahmen teil. Ungefähr 10000 Studenten haben das Gewinnspiel wahrgenommen, sagt Nicholas. Den Heidelberger Unternehmen bietet er so eine Plattform, um Studenten auf sich aufmerksam zu machen. Um seine App zu verbreiten handelte er kürzlich mit der Halle 02 aus, dass jeder Partygänger mit seiner App ein Freibier bekommt. Seit dem Start des Sommersemesters haben über 400 Studenten die Studi City Guide App runtergeladen.

Um neue Studenten auf den Studi City Guide aufmerksam zu machen, bringt er jeweils zum Semesteranfang seine Inhalte gedruckt, als Heftchen in den Erstitüten heraus, es sind Gutscheine von Heidelberger Unternehmen darin und natürlich Veranstaltungstipps. Im Moment helfen beim Studi City Guide Nicholas Freundin und ein Designstudent aus Mannheim mit.

Zum nächsten Wintersemester möchte Nicholas nach Mannheim expandieren, dann wird er vielleicht Verstärkung in seinem Team suchen.

In der neuen Studi City Guide App sieht der Leser einen Newsfeed. Beinahe täglich gibt es neue Meldungen. Oft werden Parties angekündigt und Gewinnspiele oder Rabattaktionen in Heidelberg beworben. Die App macht es Studenten einfach, sich zu informieren.

Zudem gibt es die Rubrik „Bilder", wo Bilder der Schlossbeleuchtung und der Altstadt zu sehen sind, wie sie jeder kennt. Es lohnt sich jedoch, diese noch leere Rubrik mit dem Computer anzusehen, denn auf dem Handy sind die Bilder etwas zu klein und am Computer kommen sie besser zur Geltung.

In der Rubrik „Termine" werden Parties und Veranstaltungen angekündigt. Wie durch einen Kalender können Studenten durch diese Rubrik scrollen.

In der Rubrik „Campus-Reporter" können Leser „Facts, Events, Bilder und Infos rund um Heidelberg und den Campus" senden. In der App sind dieselben Inhalte zu sehen, welche auch auf der Studi City Guide Homepage zu sehen sind oder auf Facebook geteilt werden. Inhaltlich ist die App keine Neuerung. Wer sie sich nicht herunterlädt, verpasst keine Veranstaltung. Es soll jedoch Aktionen wie etwa Gewinnspiele geben, die nur in der App angeboten werden und bei denen man auch nur mit der App teilnehmen kann. **(dom)**

Fotowettbewerb

Wie erlebst du deinen Studienalltag in Heidelberg? Was verbindest du mit Bibliothek und Neckarwiese? Was beschäftigt dich zwischen Seminaren und Kneipentour? Kurz: Was bedeuet Studieren in Heidelberg für Dich?
Zu diesem Thema veranstalten wir einen Fotowettbewerb. Dabei sind Deiner Kreativität keine Grenzen gesetzt. Deine besten Bilder kannst du uns unter **post@ruprecht.de** zukommen lassen.

Die besten Bilder werden in einer Fotostrecke auf unserer Webseite zusammen gestellt. Das Gewinnerfoto wird darüber hinaus unsere nächste Titelseite zieren. Als besonderes Extra gibt es für die besten fünf Einsendungen jeweils zwei Freifahrten mit DeinBus.de.
Nähere Infos zu dem Wettbewerb kannst Du unserer Facebook-Seite entnehmen.
Viel Spaß beim Knipsen!



DeinBus.de

Ungewöhnliche Studentenjobs

Gut aufgelegt

Jasper sorgt mit passender Musik für gute Stimmung



Foto: extranoise

Fähigkeiten wie sinnvolles Überblenden lernt man durch Erfahrung

Egal ob es sich um eine romantische Hochzeit auf dem Land oder um eine exklusive Feier im modernen Cityambiente handelt, eines darf beim Schritt in ein neues Leben nicht fehlen: Die Musik.

In einer Zeit, in der Musik nebenbei konsumiert und mit einem Mausklick herunter geladen wird, wächst die Wertschätzung für live performte „handgemachte" Musik immer mehr. Für jeden Musikgeschmack lassen sich heute die passenden Musiker finden.

Jasper arbeitet hin und wieder als Hochzeits-DJ, was durch einen reinen Zufall zustande kam. Zum ersten Mal hat er auf einem Familiengeburtstag aufgelegt. Dieser Testlauf war so erfolgreich, dass er an ein Hochzeitspaar weiterempfohlen wurde.

Bisher hat er zusammen mit seinem Kollegen zwischen 100 und 300 Euro pro Abend verdient.

Im Gegensatz zu den normalen DJs seien die Hochzeits DJs weniger Künstler als Dienstleister, findet Jasper. Man müsse es dem Hochzeitspaar und den Gästen so gefällig wie möglich machen. Da bleibe nur bedingt Platz für den eigenen Musikgeschmack.

Beim Publikum handelt es sich meistens um junge Paare. Diese würden nicht so viel wert auf ein straff durchgeplantes Programm, sondern eher auf einen flexiblen Stil legen, sodass die Atmosphäre sehr entspannt ist.

Jasper reizt die Herausforderung, ein unbekanntes Publikum vor sich zu haben: „Man muss herausfinden, was den Leuten gefällt. Es gibt Songs, die immer funktionieren. Aber daneben gibt es immer auch eine individuelle Geschmackslinie. Wenn man die gefunden hat, macht es richtig Spaß."

DJ zu sein bedeutet mehr, als nur Song für Song abzuspielen. Daneben fallen Aufgaben beim Aufbau der Technik an. Manchmal ist er auch für die sound-technische Regie bei Unterhaltungsprogrammen der Gäste zuständig: Mikro an und aus, Lied einblenden, Gitarre verstärken.

Was zeichnet einen guten DJ eigentlich aus? Unterschiedliche Musikrichtungen zu kennen sei zwar von Vorteil, aber nicht ausreichend.

„Wichtig ist, eine gewisse Sensibilität für den Geschmack der Gäste zu haben. Man braucht auf jeden Fall ein gewisses Maß an Musikalität um entscheiden zu können, welche Lieder gut nacheinander spielbar sind. Damit meine ich nicht nur Rhythmus und Schnelligkeit."

Egal ob Streicherquartett, Jazzcombo oder Gospelchor, Live-Musik besitzt eine ergreifende Wirkung, die alle Beteiligten in eine festliche Stimmung versetzt. Keine Traumhochzeit ohne Traum DJ! **(kat)**

Studenten denken quer

Bei GalileiConsult sind außergewöhnliche Ideen gefragt. Die Gruppe berät Unternehmen

Die studentische Unternehmensberatung GalileiConsult feiert in diesem Jahr ihr zehntes Jubiläum. Ziel des Vereins ist es, Studenten durch Seminare und Schulungen dazu zu befähigen, mit Unternehmen zu arbeiten und sie zu beraten. Dabei versteht sich GalileiConsult als Verbindung zwischen Universität und Wirtschaft, um einen höheren Praxisbezug im Studium zu ermöglichen.

Die Projekte des Vereins können sehr unterschiedlich sein: von einer einfachen Übersetzung bis zur Gestaltung einer Website oder der Ausarbeitung eines Marketingkonzepts. Auch Schulungen von und in Firmen bietet GalileiConsult an. Als die größten Erfolge bisher betrachtet man Aufträge von BASF und dem Baukonzern Cegelec.

Ein spezielles Profil für Mitglieder gebe es nicht, sagt Madeleine Wagner. „Die interdisziplinäre Arbeitsweise steht im Vordergrund und dass Leute aus unterschiedlichen Fachrichtungen zusammenarbeiten." Wenig überraschend jedoch, dass viele Wirtschaftsstudenten unter den insgesamt knapp 30 Mitgliedern sind, doch auch Ethnologen, Psychologen und Informatiker sind darunter.

Um in den Verein aufgenommen zu werden, muss man sich zunächst bewerben. Nach dem „Recruitment" folgt eine Einladung zu einem „Assessment-Center", in dem eine „Case Study" in Gruppenarbeit gelöst werden soll. Auf deren Basis wird entschieden, ob der Bewerber aufgenommen wird. Normalerweise erst nach der erfolgreichen Beendigung des Anwärterprojekts im ersten Semester, kann man sich als Mitglied auf die intern ausgeschriebene Projekte bewerben. Dieses aufwendige und für studentische Arbeitsgemeinschaften eher ungewöhnliche Vorgehen liege an der intensiven Betreuung der Anwärter und den begrenzten Möglichkeiten die Veranstaltungen anzubieten, so Wagner. In Zukunft will GalileiConsult noch stärker auf Studenten aus weniger naheliegenden Fächern setzen und dabei versuchen, dem Motto des Vorbilds und Namensgebers Galileo Galilei zu folgen: „Die Neugier steht immer an erster Stelle eines Problems, das gelöst werden will." **(jop)**

Mitglieder von GalileiConsult besprechen sich bei einem Treffen



Foto: jop











Fotos: Barbara.

„Ich hinterlasse Botschaften auf Plakaten oder Zetteln im öffentlichen Raum. Oft kommentiere ich mit meinen Plakaten die Umgebung, an der ich sie platziere."

Seit Februar besteht die Seite „Barbara." auf Facebook. Hier teilt die Künstlerin fast täglich Fotos ihrer neuesten Plakate, die sie überall in Heidelberg aufhängt. Seither kann sie über 17000 „Gefällt mir"-Angaben verzeichnen; ihre Bilder werden kommentiert, geteilt und geliked.

In ihrer Facebook-Info schreibt sie, „ich hab was zu sagen." Im Interview erläutert Barbara. dazu: „Ich liebe es, meinen Gedanken und Ideen Ausdruck zu verleihen. Das Internet spielt dabei auch eine Rolle. Indem ich Fotos meiner Arbeiten veröffentliche, erhalte ich Feedback. Das bedeutet, dass sich Menschen mit meinen Überlegungen auseinandersetzen. Das bedeutet mir sehr viel."

Dass die Bedeutung sozialer Medien für die Verbreitung von StreetArt zunimmt, ist unbestreitbar. Ein Musterbeispiel ist die Facebook-Fanseite „Streetart in Germany", auf der täglich diverse Fotos unterschiedlichster Arten von Straßenkunst dokumentieren, von Graffiti bis Knit Art, bei der Denkmäler, Bäume oder Laternen „eingestrickt" werden. Über eine Millionen Fans hat die Seite. Renommierte Zeitungen wie der *Spiegel*, die *Welt* oder das *Zeit Magazin* greifen den Trend online auf. Auch Barbaras Bilder erreichen so ein breites Publikum.

Gleichzeitig ermöglicht das Web Künstlern, ihre Bekanntheit zu steigern ohne ihre Anonymität aufzugeben. In einem Post legt Barbara. dem erfolgreichen Straßenkünstler Banksy den Satz in den Mund: „Nobody knows who I am. Except the NSA." Ihre Plakate, die häufig schlicht in schwarz-weiß auf DIN A4 gedruckt sind, kritisieren mal die Kirche, prangern Imageschäden der FDP an, gesellschaftliche Missstände, die Bild-Zeitung, Fastfood-Ketten oder Billig-Discounter. „Der öffentliche Raum ist voller Botschaften, Schilder, Leuchtreklamen. Alle sprechen zu mir und manche provozieren mich. Das ist eine unerschöpfliche Inspirationsquelle." Häufig nutzt sie bestehende Motive wie Verbotsschilder, aber auch Wandschmierereien, und verändert deren Aussage, indem sie entscheidende Stellen überklebt und ergänzt.

Ziemlich links-alternativ, etwas anarchistisch, auf jeden Fall gegen Vorurteile, Rassismus, Faschismus und überhaupt für mehr Liebe gibt sich die Künstlerin. Der Tenor muss jedoch nicht gesellschaftskritisch sein: „Jahrelang hab ich mein Liebesleben vernachlässigt, um einem Klempner auf der Suche nach seiner Prinzessin zu helfen.", ergänzt das Bild von Mario, der unter einer Abwasserröhre klebt. Viele Posts erinnern an 9GAG-Beiträge. Sie zeigen, dass Barbara., trotz politischen und gesellschaftlichen Dimensionen, in erster Linie künstlerisch ambitioniert ist. Auch wenn ihr „der Stempel „Künstlerin" nicht so wichtig ist. Solche Interpretationen ihrer Arbeit überlasse sie lieber den Betrachtern.

Am härtesten werden „Plakate ankleben verboten"-Schilder von der Plakateflut getroffen. Diese seien für eine „Plakatekleberin" natürlich eine Provokation, der sie spielerisch begegnen wolle. Damit, dass Street Art häufig illegal ist, haben nicht nur Graffiti-Künstler zu kämpfen. Genau genommen handelt es sich bei Barbaras Kunstwerken um „widerrechtlich im öffentlichen Verkehrsraum aufgehängte Plakate". Darauf stehen theoretisch Bußgelder. In fortgesetzten Fällen kann die Stadt Heidelberg eine straßenrechtliche Untersagungsverfügung erwirken. Auch wenn dies in der Praxis kaum vorkommt, die Kunstwerke haben nur eine geringe Lebensdauer, da sie meist kurz nach Ihrem Entdecken entfernt, übermalt oder gesäubert werden.

Die Künstlerin gibt dazu die Auskunft, dass „die Sachschäden, die Streetart manchmal anrichten kann, […] deutlich harmloser als die menschenschädigenden Botschaften, die überall in großen Buchstaben auf uns einprügeln" seien. Als problematisch sieht sie beispielsweise Werbung für Zigaretten und Fastfood. „Leute, die sich dagegen wehren, leisten in meinen Augen einen wichtigen Dienst an der Gesellschaft. Manche Firmen oder Konzerne, die das Geld dafür haben, missbrauchen den öffentlichen Raum für ihre schädlichen Botschaften. Das sollte nicht alles hingenommen werden.", begründet Barbara. ihre Kunst. Außerdem hat ja niemand die Absicht ein Plakat anzukleben. **(jas)**



Heidelberger Historie

Stadt in Flammen

Im Pfälzischen Erbfolgekrieg wird Heidelberg eingenommen – und vollständig zerstört

Als sich die Feuer legen und der Rauch abzieht, gibt er den Blick frei auf eine Trümmerwüste. Wo sich einst das stolze Heidelberg erstreckte, erheben sich nun Berge von Schutt und verkohlten Balken, dazwischen liegen verstümmelte Leichen. Auch vom Schloss ist fast nichts mehr übrig. Von einem Tag auf den anderen wurden die Stadt, ihre altehrwürdigen Gebäude und ein großer Teil ihrer Bewohner ausradiert. Es ist das Frühjahr 1693, und das fünfhundertjährige Heidelberg existiert nicht mehr.

Der Weg in den Untergang der Stadt beginnt zwölf Jahre zuvor mit einer Hochzeit – und einer folgenschweren Fehleinschätzung. Um seine politische Position zu stärken, sucht der Kurfürst Karl Ludwig einen mächtigen Verbündeten und verfällt dabei auf den französischen Hof. Es gelingt ihm, seine Tochter Elisabeth Charlotte mit Herzog Philip von Orleans zu verheiraten, einem Bruder Ludwigs XIV., des „Sonnenkönigs". Elisabeth – besser bekannt als Liselotte von der Pfalz – zieht ins kulturelle Herz des damaligen Europa, nach Versailles. Doch das Hofleben ist ihr zu selbstverliebt, und so schreibt sie, von Heimweh geplagt, fast pausenlos Briefe nach Heidelberg, meist mehrere am Tag. Und auch ihre Ehe ist nicht sonderlich glücklich.

Zur politischen Tragödie wird die Verbindung erst, als sowohl ihr Vater als auch ihr Bruder versterben – und damit jene Seitenlinie des Hauses Wittelsbach erlischt, von der die Kurpfalz bislang regiert wurde. Ludwig XIV. nutzt nun die Chance, um mit Verweis auf die Ehe seines Bruders Gebietsansprüche auf Teile der Pfalz zu erheben. Da allerdings bereits ein Verwandter des Verstorbenen den Thron geerbt hat, der gar nicht daran denkt, Gebiete abzutreten, rückt Ludwig im September 1688 mit seiner Armee in die Pfalz vor.

Der Krieg, der als Pfälzischer Erbfolgekrieg bekannt wird, entfesselt bald eine ungeheure Brutalität. Um dem Gegner kein Aufmarschgebiet zu lassen, greift Ludwig zu einer Strategie der verbrannten Erde. „Brûlez le Palatinat!", „Brennen Sie die Pfalz nieder!", befiehlt er seinen Generälen – und das tun sie. Städte wie Mannheim, Speyer und Worms sowie zahllose Dörfer werden dem Erdboden gleichgemacht. Heidelberg wird zunächst nur leicht zerstört. Doch wenig später wird die Stadt erneut von den Franzosen eingenommen.

> „Brennen Sie die Pfalz nieder!", befiehlt Ludwig seinen Generälen

Diesmal kommt es zu Massakern und Bränden, die bald auf die ganze Stadt übergreifen.

Obwohl die völlige Zerstörung der Stadt ursprünglich nicht beabsichtigt war, lässt Ludwig mit einer Medaille „Heidelberga deleta", das „zerstörte Heidelberg" feiern. Seine politischen Ziele aber kann er letztlich nicht durchsetzen.

In Heidelberg ist das Maß an Zerstörung so groß, dass man darüber nachdenkt, eine völlig neue Stadt zu errichten – eine barocke Musterstadt im Stil der Zeit, mit schnurgeraden Straßen und einem neuen Schloss direkt am Neckar. Dann aber baute man doch die mittelalterliche Altstadt wieder auf. Auch das Schloss wird schließlich von dem kunstsinnigen französischen Grafen Charles de Graimberg teilweise wiederhergestellt. Langsam ersteht die Stadt neu. Noch heute aber erinnert drei Mal im Jahr die Schlossbeleuchtung mit dem in flammendes Rot getauchten Schloss an eines der tragischsten Ereignisse in der Geschichte der Stadt, an den Untergang des alten Heidelberg. **(mab)**



Foto: Wikimedia Commons

Max und Marianne Weber im Jahre 1894

Der Geist von Heidelberg

Max Webers Geburtstag jährte sich kürzlich zum 150. Mal – der Soziologe ist eng mit der ‚Polis der Gelehrten' verbunden

Der „Mythos von Heidelberg" hat seinen Ursprung in der Ziegelhäuser Landstraße 17. Im berühmten „grünen Salon" des ehrwürdigen Wohnhauses Max Webers kam zwischen 1903 und 1918 der geballte Heidelberger Intellekt zu regelmäßigen Gesprächsrunden, den sogenannten „Jours Fixes", zusammen. Unter den illustren Gästen waren unter anderem Politiker und Geistesgrößen wie Theodor Heuss, Karl Jaspers und Georg Simmel vertreten.

Wer das Max-Weber-Haus heute besucht, findet das Internationale Studienzentrum der Ruperto Carola vor. Hier erinnern die Namen der Seminarräume an Max und seine Ehefrau Marianne Weber sowie an frühere Bewohner des Hauses.

Doch auch an anderen Orten kann man sich auf Spurensuche begeben. So ist das Soziologische Institut der Universität nach ihm benannt. In den Lehrplänen, Veranstaltungen und Veröffentlichungen des Max-Weber-Instituts spielt der Gelehrte eine zentrale Rolle. Hier wurde außerdem die historisch-kritische Max-Weber-Gesamtausgabe konzipiert und teilweise realisiert. Diese umfasst private Briefe, Hochschulschriften und Teile seines weltberühmten Werks „Wirtschaft und Gesellschaft" und wird von den inzwischen emeritierten Heidelberger Professoren Rainer Lepsius und Wolfgang Schluchter mitherausgegeben.

Schluchters Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziologische Theorie, Thomas Schwinn, teilt dessen Begeisterung für Max Weber, den er als „echtes Heidelberger Exzellenzprodukt" bezeichnet.

Tatsächlich war Weber einer der einflussreichsten Denker des Deutschen Kaiserreichs und ist heute der meistgelesene Soziologe. „Es gibt keinen anderen Sozialwissenschaftler, vielleicht sogar Geisteswissenschaftler, der so große internationale Aufmerksamkeit erhalten hat", meint Schwinn.

Allerdings stand Weber in den Nachkriegsjahren nicht im Fokus der Sozialwissenschaftler. Erst „in den Siebziger Jahren kam dann der Umschlagspunkt – simultan zum Niedergang des Marxismus, dessen analytische Möglichkeiten sich als zu begrenzt erwiesen." Er hatte sich gegen Marx gewendet, der den Kapitalismus als universelles Phänomen wahrnahm. Weber hingegen schuf mit seinem monumentalen Werk „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" eine Erklärung für die einzigartige Entwicklung dieses Wirtschaftssystems im Okzident.

Auch wenn Weber heute hauptsächlich als Soziologe berühmt ist, war er vielseitig gebildet. Er studierte Jura, Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie unter anderem in Heidelberg, wo er Mitglied der Studentenverbindung Allemannia war.

Nach Stationen in Berlin und Freiburg wurde er 1897 Professor in Heidelberg. Nebenher war er politisch engagiert. „Weber hat sich nie in seinem Elfenbeinturm verbarrikadiert, sondern war auch immer an aktuellen Themen interessiert", erläutert Schwinn. Seine Lehrtätigkeit musste er aufgrund einer Nervenerkrankung schon im Jahre 1899 aufgeben und publizierte fortan als Privatgelehrter.

Depressionen, exzessiver Alkoholkonsum und Medikamentensucht machten ihn zeitweise pflegebedürftig und abhängig von seiner Ehefrau. Doch sie war nicht die einzige Frau in seinem Leben. Er hatte Liebschaften mit Mina Tobler, einer schweizer Pianistin und Else Jaffé, der Ehefrau eines Kollegen, mit der auch schon sein Bruder Alfred ein Verhältnis unterhalten hatte. Die drei Frauen fanden sich im selben Altenheim wieder - sie alle hatten Weber, der nur 56 Jahre alt wurde, überlebt.

Webers Lebensdaten sind nicht an Heidelberg geknüpft – er wurde in Erfurt geboren und starb in München. Doch sein Leben als Wissenschaftler und Intellektueller fand in Heidelberg statt. Alle Werke, die ihm Weltgeltung verschafft haben, sind hier entstanden. So ist es nur konsequent, dass er seine letzte Ruhestätte auf dem Heidelberger Bergfriedhof gefunden hat – nur zweieinhalb Kilometer Luftlinie von seinem Wohnhaus entfernt. **(fel)**



Foto: Professor Klessen

Die Geburt der Sterne

Wie entstanden die ersten Sterne? Der Astrophysiker Ralf Klessen sucht nach Antworten auf fundamentale Fragen

Was kann der Mensch wissen? Was ist der Mensch? Wen haben die kantischen Fragen noch nicht beschäftigt? Es ist ein existentielles Bedürfnis der Menschheit herauszufinden, woher wir kommen. Dementsprechend groß ist das Interesse an einer Wissenschaft, die Anspruch darauf hat, Antworten zu finden: Der Astrophysik.

So auch Ralf Klessen, Professor für Astrophysik am Institut für theoretische Astrophysik in Heidelberg. „Mich hat schon immer fasziniert wie alles funktioniert, wie der Zusammenhalt und die Gesetzmäßigkeiten dahinter sind", so Klessen. „Allerding war ich nie Hobbyastronom; dafür war es mir draußen immer zu kalt und dunkel. Außerdem sieht man nie wirklich etwas, vielleicht einmal ein paar Saturnringe".

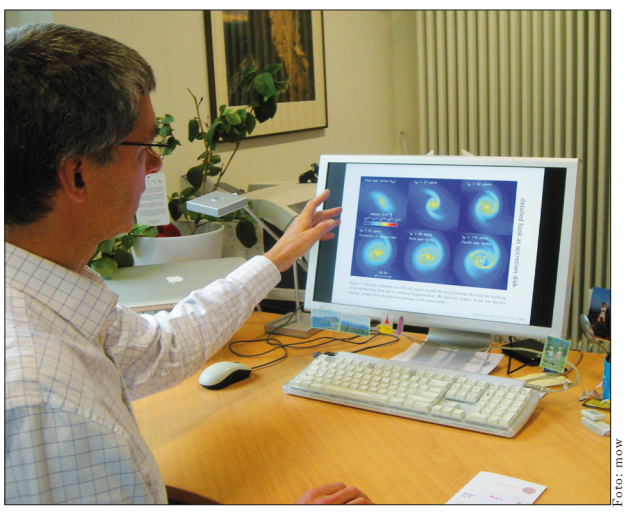


Foto: mow

Professor Klessen simuliert am Computer wie Sterne in Staubwolken entstehen.

Jetzt beschäftigt er und seine Arbeitsgruppe sich mit Themen wie Galaxiendymanik, interstellare Turbulenz und mit der Entstehung der ersten Sterne. Für Letzteres hat er Ende 2013 den ERC Advanced Grant des Europäischen Forschungsrates erhalten, der mit 2,5 Million Euro Fördermittel über fünf Jahre verteilt, dotiert ist. Die Forschungsarbeiten des geförderten Forschungsprojektes „STARLIGHT: Formation of the First Stars" begannen im Februar 2014. „Ich glaube ich habe den Grant bekommen, um die bisherigen Vorhersagen weiter zu verfeinern, da vieles bisher nur Spekulation ist." Kein Wunder, denn bis jetzt wurde noch kein Stern der ersten Generation entdeckt. Die meisten existieren gar nicht mehr. Aber wie kann dann der Anfang von Sternen, die 1 Milliarde Jahre nach dem Urknall entstanden sind, untersucht werden? „Ich beneide manchmal die Experimentalphysiker, die messen können, was sie wissen wollen," meint Klessen. Er muss, um den Spuren der ersten Sterne zu folgen, „indirekt spekulieren". Das funktioniert auf zwei Arten:

Zum einen mit einem Bereich der Astrophysik, die sich „galaktische Archäologie" nennt. Alles was wir um uns herum sehen ist Staub von explodierten Sternen, die ihre Bestandteile beim Verglühen in das Weltall schossen. Folglich besteht unser gesamtes Sonnensystem aus den Elementen von älteren, bereits nicht mehr existierenden Sternen. Die Forscher suchen nun nach Sternen der zweiten Generation, von denen es einige in unserer Galaxie gibt. Da sie direkt nach den Sternen der ersten Generation entstanden sind, bestehen sie aus dem Staub derselben, was wieder rum erlaubt, Rückschlüsse auf die Elementzusammensetzung der ältesten Sterne zu ziehen. Anzeichen für einen Stern der zweiten Generation ist dessen „Fingerabdruck", sein Spektralmuster, das auf sehr leichte Materialen wie Wasserstoff oder Helium hindeuten muss. Prinzipiell erklärt Klessen es so: „Man durchmustert den Himmel mit einem Teleskop, sucht sich interessante Sterne und bestimmt ihr Spektralmuster." Die zweite indirekte Methode ist die Suche nach Gammastrahlenblitzen. „Bisher angenommen war, dass die Sterne erster Generation einzelne sehr massereiche Sterne waren. Wir glauben aber, dass es damals schon Cluster von Sternen mit mittlerer Masse gab, die oft Doppelsterne waren". Das ist wichtig, denn die energiereiche Strahlung der Gammastrahlenblitze, die heute noch gemessen werden kann, entsteht bei einer Supernova, während der sich zwei Sterne sehr nahe kommen. Mit diesen Daten und den Gesetzmäßigkeiten der Sternenentstehung, die bereits bekannt sind, will Klessens Arbeitsgruppe ein realitätsgetreues Modell der Entstehung der ersten Sterne entwickeln. „Wenn die Simulation mit den Beobachtungen übereinstimmt, suspicious sein, wenn nicht, dann hat man auch etwas gelernt." Das Hauptproblem bei Simulationen ist, dass kleine Einzelaspekte, die nicht in die Modellberechnungen mit einbezogen werden, das Ergebnis verfälschen oder verzerren können. So auch bei Simulationen der Sternentstehung: Die Geburtsstätte von Sternen sind mit Staub angereicherte dunkle und sehr dichte Gaswolken. „Wenn man ungefähr die Menge an Sand, der im Volleyballfeld an der Neckarwiese liegt, nimmt und die Buddelkiste von hier bis zum Mond streut, hätte man die Sternenverteilung in der Milchstraße." Die Sandkörner sind die Sonnen, der Raum dazwischen ist mit Gas gefüllt. Innerhalb dieser Gaswolken entstehen durch das fundamentale Gesetz der Gravitation Sterne. Das war damals so, das ist heute so.

Allerdings gibt es einige der Gravitation entgegengesetzte Kräfte, deren Auswirkungen immer noch erforscht werden. Sie stellen die kleinen Einzelaspekte dar, die Simulationsrechnungen in eine falsche Richtung lenken können. Da wären Turbulenzen im Gas, Strahlungsdruck, wenn Photonen und Gasteilchen aufeinander treffen, und Magnetfelder die sich einander nicht nähern wollen. Die Methoden der Astrophysiker sind ausgefeilt aber „die Spreu vom Weizen zu trennen, ist der Clou" meint Klessen. Es gilt statistisch signifikante, möglichst realistische Ergebnisse zu erhalten. Darüber hinaus ist „Ab einem gewissen Punkt alles Glaubenssache", da dieselben Ergebnisse verschieden interpretiert werden können. Skeptiker könnten sagen: Vielleicht werden einige fundamentale Fragen beantwortet, doch gibt es auch für die Allgemeinheit nützliche Ergebnisse? Ja, gibt es! Indirekt haben Astronomen dazu beigetragen, Gigapixel Chips der neuen Generation zu entwickeln, die für astronomische Aufnahmen nötig sind. Außerdem ist die Optik in Teleskopen eine der weltweit Besten. So gesehen können die Tools der Astrophysiker in der Industrie als Vorbild genutzt werden, um beispielsweise noch bessere Kameras und Computer herzustellen. **(mow)**



„Den Welträtseln näher kommen“

Mit ihrer „Geschichte der Gartenkunst“ machte sie sich einen Namen, geriet jedoch schon bald in Vergessenheit. Nun ist die Heidelberger Gelehrte Marie Luise Gothein neu zu entdecken

Von Tim Sommer



Foto: Privatbesitz / Universitätsbibliothek Heidelberg

Marie Luise Gothein (Porträtaufnahme, um 1910)

2014 ist ein Jubiläumsjahr. Doch nicht bloß der Ausbruch des ersten Weltkriegs jährt sich zum hundertsten Mal. Anfang 1914 erschien in Jena ein Buch, das zu einem Standardwerk der landschaftlich orientierten Kunstgeschichte werden sollte: die monumentale „Geschichte der Gartenkunst“. Über dessen Autorin Marie Luise Gothein, ihren Lebensweg und ihre vielfältigen Forschungsgebiete wusste man lange Zeit nicht viel. Der Universitätsbibliothek Heidelberg und ihrer aktuellen Ausstellung über Gothein (kuratiert von Maria Effinger und Karin Seeber) ist es zu verdanken, dass Leben und Werk der Heidelberger Privatgelehrten nun sowohl Wissenschaftlern als auch einer breiteren Öffentlichkeit wieder ins Gedächtnis gerufen werden.

> „Anerkennung - nein, an die denke ich nie und dass sie mir fehlt, hat mich noch niemals sehr beunruhigt, aber dies Arbeiten selbst ist etwas so Beglückendes.“
>
> **- Brief an Eberhard Gothein, August 1909**

Die Biographie Gotheins, der sich ein Teil der Ausstellung widmet, beleuchtet dabei nicht nur einen Einzelfall. Sie gibt auch Aufschluss über die Lebens- und Arbeitsbedingungen weiblicher Wissenschaftlerinnen ihrer Generation. 1863 in Ostpreußen geboren, besuchte Gothein zwar eine höhere Töchterschule, Abitur und Studium blieben ihr aber zeitlebens verwehrt. Umso wichtiger war ihre Ehe mit dem zehn Jahre älteren Kulturhistoriker Eberhard Gothein, der ihre Forschungen unterstütze und ihr Zugang zu seinem akademischen Netzwerk verschaffte. Später waren es dann vor allem ihre eigenen Kontakte zu Intellektuellen, die ihr die Vorteile einer institutionellen wissenschaftlichen Karriere ersetzten. Nach Stationen in Karlsruhe und Bonn kam das Ehepaar Gothein schließlich 1904 nach Heidelberg, wo Eberhard Gothein als Nachfolger Max Webers auf dessen Lehrstuhl für Nationalökonomie berufen wurde.

Kritisch beäugt von Webers Frau Marianne („Frau Gothein tut sozusagen alles, was man sich denken kann: wissenschaftlich arbeiten, Musik, Radeln, Ski, Tennis, Tanz... Es ist märchenhaft“), wird Gothein wohl keinen einfachen Stand in den Heidelberger Gelehrtenkreisen gehabt haben. Das war wohl auch gerade deshalb der Fall, weil es ihr scheinbar mühelos gelang, Hausfrau- und Mutterdasein mit einer regen Forschungstätigkeit zu verbinden. Obwohl sich Gothein um vier Söhne zu kümmern hatte, unternahm sie von 1892 an regelmäßig Forschungsreisen ins In- und Ausland. Zunächst widmete sie sich dabei jedoch nicht der Erforschung der Gartenkunst, sondern der englischen Literaturwissenschaft. Die Ergebnisse ihrer Reisen nach England waren unter anderem Studien über die englischen Dichter William Wordsworth und John Keats, deren Gedichte sie auch ins Deutsche übertrug. Nach diesen Arbeiten zur romantischen Naturlyrik begann sie schließlich, sich eingehender mit der Schnittstelle von Literatur und Landschaft zu beschäftigen. Damit kann sie als insgeheime Vorläuferin des „Ecocriticism“ und der literarischen Topographieforschung gelten, die sich seit den 1990er Jahren zu ausgedehnten Forschungsfeldern innerhalb der englischsprachigen Literaturwissenschaft entwickelt haben.

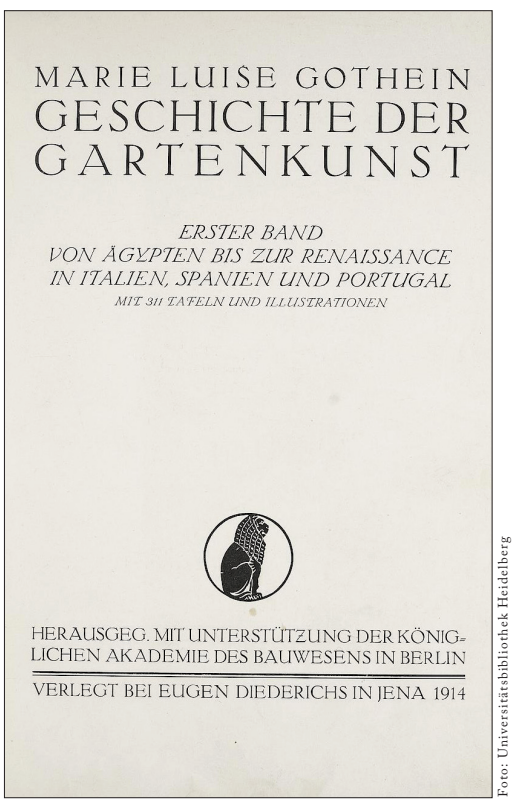


Foto: Universitätsbibliothek Heidelberg

Titelseite der Erstausgabe von Gotheins Hauptwerk, der „Geschichte der Gartenkunst“ (Jena, 1914)

Doch erst das Erscheinen der zweibändigen „Geschichte der Gartenkunst“ machte Gothein einem größeren Publikum bekannt. Das in zehnjähriger Forschungsarbeit entstandene und fast tausend Seiten umfassende Werk behandelt die Entwicklung des Gartenbaus von seinen Anfängen im alten Ägypten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Reich illustriert und mit ausführlichen Erläuterungen versehen, entwickelte es sich schnell zu einer grundlegenden und weit rezipierten Arbeit über die Geschichte der Gärten. Zwar konnte sich Gothein auf einige frühere Werke zum Thema Gartenkunstgeschichte berufen, doch vielfach betrat sie Neuland. Der historische Umfang des Buchs, seine breit angelegten Darstellungen und besonders der Anspruch, „eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Gegenstande der Gartenkunst“ zu betreiben und anzuregen, machen Gotheins „Geschichte der Gartenkunst“ zu einem Meilenstein. Neu ist auch ihr Verständnis der Gartengeschichte als Baustein einer umfassenderen Kulturgeschichte, als „einem Stück Geschichte der Gesellschaft“, wie sie in ihrem Vorwort schreibt, wo „künstlerisches und gesellschaftliches Leben sich aufs innigste durchdringen.“

Was an Gotheins Wissenschaftlerleben fasziniert sind ihre breit angelegten Forschungsinteressen. Hier steht sie stellvertretend für eine Zeit, in der die Grenzlinien zwischen wissenschaftlichen Disziplinen weniger strikt gesetzt waren als heute, als jemand wie Max Weber vom römischen Recht über die Nationalökonomie schließlich zur Soziologie kommen konnte. Bei einer privat forschenden und daher nicht institutionell gebundenen Wissenschaftlerin wie Gothein ist dies umso charakteristischer. Dass sie sich neben ihren häuslichen Aufgaben in so großem Umfang der Forschung widmete, lässt sich wohl nur durch ihren Tatendrang und Wissensdurst erklären, der sie bis ins Alter nicht verließ. Noch in den zwanziger Jahren begann sie, Sanskrit zu lernen und veröffentlichte ein Buch über „Indische Gärten“ (1926).

> „Mein ganzes Wesen ist doch nur ein Streben nach Erkenntnis, nach Vertiefen. Jeder neue Standpunkt, den ich antreffe, soll mir immer nur dazu dienen, den Welträtseln näher zu kommen.“
>
> **- Brief an Eberhard Gothein, März 1917**

In einem Brief an ihren Mann schreibt sie über sich, ihr „ganzes Wesen“ sei „nur ein Streben nach Erkenntnis, nach Vertiefen.“ Die wissenschaftliche Betätigung mag ihr dabei als ein willkommener Ausweg aus dem engen häuslichen Rahmen wilhelminischer Bürgerlichkeit entgegengekommen sein. Anders als Marianne Weber wurde Gothein jedoch nie zu einer Vorkämpferin der Emanzipationsbewegung. Ihr Anliegen war es, als Wissenschaftlerin wahrgenommen und respektiert zu werden.

Wer Leben und Werk Marie Luise Gotheins näher kennen lernen möchte, hat dazu in der Heidelberger Universitätsbibliothek noch bis zum 31. August Gelegenheit.



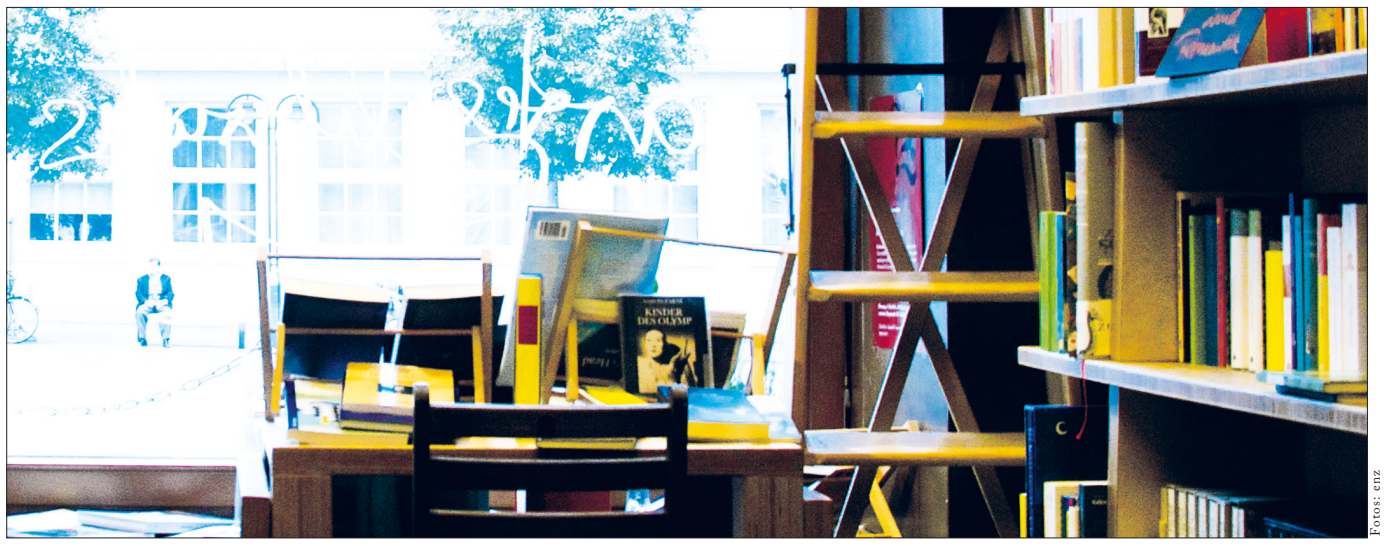


Chancen einer Literaturstadt

Heidelberg bewirbt sich in diesem Jahr um den Titel „UNESCO City of Literature“. Nicht alle finden das gut.

(Fortsetzung von Seite 1)

Von Anna Vollmer



Fotos: enz

Doch sind es die Zahl der Gedenksteine und die unvermeidliche „Hier wohnte Goethe“-Plakette, die eine Stadt für das UNESCO-Prädikat qualifizieren? Heidelberg hat unbestritten eine bemerkenswerte literarische Tradition; mehr als ein Meisterwerk wurde hier verfasst. Geht es um die Infrastruktur? Auf diesem Feld schlägt Heidelberg mit 1,5 Buchhandlungen und 1,3 Verlagen pro 10 000 Einwohnern sogar Berlin. Was macht eine Stadt zur Literaturstadt? Über diese Frage lässt sich, wie die Diskussion um die kürzlich eingereichte Bewerbung gezeigt hat, streiten.

Vier Säulen gebe es, die das literarische Profil einer Stadt ausmachten, erklärt Frank Zumbruch, Projektleiter der Literaturstadtbewerbung. Wirtschaft, Bildung und Wissenschaft, Kultur und Technologie – auf all diesen Gebieten hat Heidelberg einiges zu bieten, wie man in der 150-seitigen Bewerbung sehr anschaulich nachlesen kann. Neben Schriftstellern und literarischen Institutionen werden hier zum Beispiel auch die Heidelberger Druckmaschinen und LAMY-Schreibgeräte angepriesen.



Frank Zumbruch, Projektleiter der Bewerbung

Dennoch gibt Zumbruch zu, dass es bei der Bewerbung bei der UNESCO vor allem auf andere Dinge ankomme. Es gebe besondere Auflagen, die eine Stadt erfüllen müsse, um sich als Literaturstadt zu bewerben, das literarische Erbe sei hierbei nicht das Entscheidende. Vielmehr stehe die kulturelle Zusammenarbeit mit den anderen UNESCO-Kulturstädten im Vordergrund. Ein Netzwerk zu bilden, das einen Austausch ermögliche, denn solche Initiativen stärkten, so die Hoffnung der UNESCO, den Frieden und das sei es ja, meint Zumbruch, worum es der Organisation in erster Linie gehe.

Und wie schätzt er, der die letzten Jahre an dieser sehr umfangreichen und aufwendigen Bewerbung gearbeitet hat, die Chancen ein, dass Heidelberg dies auch tatsächlich schafft? Da ist er optimistisch: „Ich bin mir ziemlich sicher, dass die UNESCO uns in dieses Netzwerk aufnehmen wird.“ Es könne aber einfach formale Gründe haben, dass es vielleicht nicht in diesem Jahr, sondern später klappt. Die UNESCO versuche, überall auf der Welt vertreten zu sein und politisch instabilen Regionen mittels Kultur und Bildung Stabilität zu verleihen. Deshalb habe aus aktuellem Anlass die Mitbewerberstadt Lwiw in der Ukraine gute Chancen, in das Netzwerk aufgenommen zu werden. Rein geographisch sei es wahrscheinlich, dass die UNESCO ihre Anker auch nach Kampala in Uganda und Dunedin in Neuseeland werfen wolle, Regionen, in denen sie bisher noch kaum vertreten sei. „Wenn man davon ausgeht, dass die eine gute Bewerbung haben, würde ich sagen, dass die drei gesetzt sind“. Wie wichtig ist also Heidelberg, die Stadt als Ort mit ihrem literarischen Angebot, und was ist nur Politik?

Am 24. April dieses Jahres kritisierte der Heidelberger Dichter Michael Buselmeier in der *RNZ* die Bewerbung und besonders ihre Vernetzungsprojekte recht drastisch: „Mit literarischem Schreiben, überhaupt mit Gedrucktem, mit Büchern und ihrer Geschichte, haben solche populistischen (Online-) Unternehmen, die die Literatur für fremde Zwecke (interkulturelle Bildung, Tourismus, Partnerschaft, Gastronomie) benutzen, nichts gemein.“

Obwohl er beinahe sein ganzes Leben in Heidelberg gewohnt und publiziert habe, habe er nie das Gefühl gehabt, in einer „Literaturstadt“ zu wohnen. Denn dazu gehörten doch auch eine „literarische Atmosphäre“ und „avancierte Leser“, die Zeitschriften abonnierten und Buchhandlungen besuchten.

Wo ließe sich denn, zum Beispiel, ein wenig literarisches Flair in Heidelberg finden? Am Kornmarkt hat vor beinahe einem Jahr ein neuer Buchladen aufgemacht. Klein und fein, ein Buchladen wie Clemens Bellut, der Besitzer, ihn in Heidelberg suchte und nicht fand. Wo man Literatur als „Dichtung“ versteht und nicht unbedingt zwischen Unterhaltung und „Ernsthaftem“ unterscheidet. In seinem Laden versucht er nun, seiner Vorstellung von Literatur einen Raum zu geben. Nicht nur im metaphorischen, sondern auch durchaus im praktischen Sinne: Die Regale wurden extra für seinen Laden angefertigt, ein Lichtdesigner wurde engagiert. „Artes Liberales“ ist nicht einfach nur ein neuer Buchladen, sondern eine Idee, ein Konzept. Es geht nicht nur darum, Bücher zu verkaufen, sondern ein Treffpunkt für Gleichgesinnte zu sein. Am Fenster steht ein Tisch, wer will, kann sich hinsetzen, lesen, arbeiten, gerne auch mit einem Kaffee vom „Grano“ nebenan.

Was Bellut von der Literaturstadtbewerbung hält? Da sei er zwiegespalten. Die Idee der Bewerbung fände er großartig und er habe auch großen Respekt vor all der Arbeit, die dahinterstecke. Aber so ganz seinen Vorstellungen entspreche es eben nicht. „Ich muss auch Herrn Buselmeier in vielen seiner Punkte Recht geben. Denke ich an eine Literaturstadt, dann wäre mir nicht das Konzept dieser Bewerbung in den Sinn gekommen.“ Auch habe er „eine grundsätzliche, tiefe Abneigung“ gegen Marketing. Wenn er schon die pinken Broschüren sehe, werde ihm ganz anders. Dennoch spricht er sehr warmherzig von allen Beteiligten, mit Frank Zumbruch sei er immer gerne in guter und strittiger Zusammenarbeit verbunden. Nur aus dem Politischen hält er sich raus. „Als ich vor zwei Jahren hierher kam, habe ich mir fest vorgenommen, mich an all dem nicht zu beteiligen. Weder an den Debatten um die UNESCO-Bewerbung, noch an denen um das Literaturhaus.“



Der Buchladen Artes Liberales am Kornmarkt

Ist es also so, dass man klar trennen muss zwischen denen, die auf kulturwirtschaftlicher und denen, die auf kultureller Seite stehen? Zwischen denen, die die Bücher vermarkten und denen, die sie schreiben? Genau das, sagt Zumbruch, bedauere er und deshalb verstehe er besonders Buselmeiers Kritik nicht: „Es ist doch gut, wenn wir uns darum kümmern, dass Schriftstellern ein Raum gegeben wird, aber man muss eben auch wirtschaftlich denken, sonst funktioniert es nicht.“ Dennoch bleibt Zumbruch sehr vage, wenn man ihn fragt, was sich denn konkret ändern würde, sollte Heidelberg tatsächlich Literaturstadt werden. Das derzeit ebenfalls heiß diskutierte Literaturhaus und ähnliche Projekte hätten dann sicher bessere Chancen, doch bleibt erst einmal die Entscheidung der UNESCO abzuwarten. Im Oktober soll sie spätestens fallen.

Ob der Titel nun nötig ist oder nicht, darüber mag man sich streiten. Bleibt zu hoffen, dass die Kampagne nicht nur zum Netzwerken mit dem Rest der Welt führt, sondern auch Heidelberg zu einer Stadt der lebendigen Literatur macht.

Fünf Tage Text

Heidelberger Literaturtage feiern zwanzigjähriges Jubiläum

Es ist wieder soweit: Die Heidelberger Literaturtage stehen vor der Tür. An insgesamt fünf Tagen, vom 21. bis zum 25. Mai, verwandelt sich der Universitätsplatz wieder in ein Mekka für Literaturbegeisterte. Und das dieses Jahr schon zum zwanzigsten Mal in Folge. Damit gehören die Literaturtage zu den am längsten kontinuierlich existierenden Literaturfestivals im deutschsprachigen Raum. Bei den insgesamt 18 Veranstaltungen – von Lesungen über Podiumsdiskussionen bis zur Schreibwerkstatt für Kinder – geben sich wie immer alte Bekannte und neue Stimmen die Klinke in die Hand.

Den Auftakt macht dieses Jahr Harald Martenstein. Der Kolumnist des *ZEITmagazins* liest aus seinem Buch „Romantische Nächte im Zoo“, einem Best-of unterhaltsamer Geschichten und Reportagen der letzten Jahre. Am Donnerstag, den 22. Mai, gibt es dann unter anderem Jochen Schmidt zu hören und sehen, der aus seinem aktuellen DDR-Roman „Schneckenmühle“ liest. Jo Lendle, seit Anfang des Jahres Chef des Münchner Hanser Verlags, kann man am Tag darauf von seiner kreativen Seite erleben. „Was wir Liebe nennen“, sein vierter und neuester Roman, klingt zwar nach Kitsch, ist aber weit davon entfernt. Am 24. Mai gibt es eine Podiumsdiskussion zum Thema „Literaturfestivals und Literaturmarkt – wie geht es weiter?“, bevor dann im Anschluss Katharina Hartwell ihren erzählerisch experimentellen Debütroman „Das Fremde Meer “ vorstellt. Mit ihren 30 Jahren ist Hartwell die jüngste Autorin bei den diesjährigen Literaturtagen – vielleicht lässt sich mit ihr wieder ein Trend entdecken.

Für noch jüngere Nachwuchsschriftsteller von acht bis dreizehn Jahren wird eine Schreibwerkstatt angeboten, die ihre Ergebnisse am Sonntag, den 25. Mai präsentiert. Zum Abschluss präsentiert sich Volker Weidermann, Feuilletonchef der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*, mit seinem kulturgeschichtlich interessanten Buch „Ostende – 1936, Sommer der Freundschaft“, in dem er sich unter deutsche Exilliteraten mischt.

Karten für die Veranstaltungen gibt es zum Preis von sieben bzw. neun Euro an den bekannten Vorverkaufsstellen oder ab dem 21. Mai direkt auf dem Universitätsplatz. **(tso)**

Angebote des Hochschulteams

13.05. Lehrer im Ausland
Neue Uni, HS 07, 18:00 Uhr
20.05. Die Bewerbungsmappe
Neue Uni, HS 05, 18:00 Uhr
27.05. Berufsfelder in der Waldorfschule
Neue Uni, HS 05, 18:00 Uhr
04.06. Workshop Get that Job!
AA HD, nur mit Anmeldung!
10.06. Arbeiten in D für ausländische Absolventen
Neue Uni, HS 05, 18:00 Uhr

Check der Bewerbungsunterlagen am 14.5. und 11.6.
AA Heidelberg-nur mit Anmeldung!

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg

Islamkritik – keine Phobie

Hamed Abdel-Samads Buch „Der islamische Faschismus“ überzeugt durch Ausgewogenheit statt Provokation

Hamed Abdel-Samad führt keinen rechtspopulistischen Feldzug gegen den Islam. Er möchte viel mehr eine Debatte für eine Reform anstoßen. Im Gegensatz zu Thilo Sarrazin stigmatisiert er nicht gesellschaftliche Gruppen: „Die Mehrheit der in Europa lebenden Muslime ist apolitisch und will das Beste für ihre Kinder. Sie pauschal als potenzielle Terroristen anzusehen wäre falsch und ebenfalls eine Gefahr für den Frieden. Eine generelle Verdächtigung oder offene Abneigung kann ebenfalls leicht in Gewalt münden.“

„Der islamische Faschismus“ ist eine essayistische Analyse. Abdel-Samad erörtert in ihr zum Beispiel die Situation in verschiedenen arabischen Ländern wie Ägypten, dem Iran, Syrien oder Marokko. Seine Schlüsse fußen dabei oft auf eindrucksvolle Begegnungen mit einzelnen Menschen. Damit beschreibt er die entsprechende Problematik auf sehr eindringliche Weise.

Ein Beispiel hierfür ist die Begegnung mit dem 23-jährigen Ägypter Momen. Er wurde mit 21 Jahren zum Atheisten und hat sich zwei Jahre lang nicht getraut, dies gegenüber seiner Familie und seinen Freunden zu bekennen. Viele waren entsetzt. Doch er bemerkte zugleich auch, dass viele seine Einstellung teilen. Momen organisiert in Ägypten unter dem Moslembruder Mursi Vortragsreihen zum Thema Säkularismus. Hamed Abdel-Samad wird dazu eingeladen und skizziert die Parallelen zwischen dem Islam und dem Faschismus. Danach erhielt Abdel-Samad eine Mordfatwa in Ägypten – dies ist der Ausgangspunkt für dieses Buch.

Ohne gleichzusetzen benennt er präzise erschreckende Parallelen zwischen dem Islam und dem Faschismus. So verweist er auf einen Hadith von Mohammed: „Das Jüngste Gericht wird nicht kommen, bis die Muslime die Juden bekämpfen und umbringen.“

Wenn im Iran Ahmadinedschad die Auslöschung Israels propagiert, ist dieser Genozidaufruf Mohammeds die Grundlage. Beim Frauenbild, bei einer auf Gehorsam ausgerichteten Gesellschaftsform und dem Gedanken, den Islam auch mit Gewalt auf der ganzen Welt zu verbreiten, gibt es weitere Parallelen.

Genauso hebt Abdel-Samad islamische Reformer hervor. Ein solcher ist der Islamwissenschaftler Mouhanad Khorchide der Universität Münster. Er spricht sich für einen Islam der Barmherzigkeit aus. Dabei stützt sich Khorchide zum Beispiel auf den einzigen Vers, der in 113 von 114 Suren des Koran am Anfang steht: „Im Namen Gottes des Barmherzigen“.



Foto: fwe

Hamed Abdel-Samad im *ruprecht*-Interview

Die Verbände des Islamischen Koordinierungsrates sprechen jedoch dieser Islamkonzeption die Legitimität ab. Der Zentralrat der Muslime propagiert als einer von ihnen zwar, der Islam sei die Religion des Friedens. Zugleich behauptet er aber genauso, dass der ganze Koran und auch die Hadithe wortwörtlich das reine Wort Gottes seien. Diese beiden Aussagen sind unvereinbar.

Abdel-Samad warnt davor, dass sich konservative bis radikale Islamverbände in Deutschland weiter ausbreiten und beispielsweise in der Politik durch die Islamkonferenz an Einfluss gewinnen. Sie legen den Nährboden für Islamismus und damit für die Diskrimierung von gemäßigt und liberal lebenden Muslimen. **(zef)**

Am Freitag folgt ein ausführliches Interview auf ruprecht.de

Sprechen über den Tod

... mit Wolfgang Burger, Autor von Heidelberg-Krimis.

Herr Burger, was fasziniert Sie am Schreiben von Krimis?
Ich finde es spannend, mich mit der Psychologie, die hinter einem Mordfall steckt, zu beschäftigen und den Gründen für eine Tat auf die Spur zu kommen. Wie konnte es dazu kommen, wie geht es den Hinterbliebenen, den Ermittlern, dem Täter – solche Fragen sind für mich meist der Anstoß zum Schreiben, nie aber der Mord an sich. Dass jemand tot ist, ist nicht sonderlich spektakulär.

Woher nehmen Sie Ihre Inspiration für die verschiedenen Todesarten?
Was die Todesarten angeht, habe ich extrem wenig Fantasie. Die meisten Charaktere werden erschossen oder vielleicht mal erstochen, aber mehr auch nicht. Ich schmücke das auch selten mit viel Blut oder Gewalt, denn ich möchte nicht über irgendwelche perversen Todesarten nachdenken und sie ausformulieren. Damit erreicht man zwar diesen Gruseleffekt, den manche Krimis und Splatterfilme haben, aber darum geht es mir nicht. Mich interessieren die gesellschaftlichen und psychologischen Hintergründe einer Tat und nicht die Grausamkeit des Mordes selbst.



Foto: privat

Wie viele Charaktere haben Sie in Ihren Heidelberger Krimis schon sterben lassen?
Ganz genau weiss ich es nicht, aber es dürften an die 20 gewesen sein.

Haben Sie ab und zu Angst, selbst als Opfer in einem Krimi zu landen?
Nein, eigentlich nicht. Es sind vielleicht die Medien, die uns häufig das seltsame Grundgefühl vermitteln, die Welt werde immer gewalttätiger und grausamer. Betrachtet man allerdings die tatsächlichen Fakten, bekommt man ein anderes Bild. Die Zahl der Gewalttaten geht kontinuierlich zurück und die Aufklärungsrate von Mordfällen steigt. Da sieht man schnell, dass das Leben zumindest in Deutschland – in anderen Ländern ist das sicherlich nicht so – nicht gefährlicher wird.

Warum lesen Ihrer Meinung nach so viele Leute gerne Krimis? Der Tod wird im realen Leben doch eher verdrängt...
Das ist keine einfache Frage. Es lässt sich sicher nicht mit dem reinen Spannungseffekt, den ein Krimi aufbaut, erklären. Ich stelle es mir ähnlich vor wie bei einem Unfall auf der Autobahn, an dem die Leute langsamer vorbeifahren oder anhalten, um zu sehen, was passiert ist. Es geht eine Faszination davon aus, etwas zu sehen und daraus zu lernen, dass einem selbst nicht das Gleiche passiert.

Das Gespräch führte Felicitas Lachmayr

Autobiographie in Wort und Ton?

Die Eels präsentieren ihr neues Album „The Cautionary Tales of Mark Oliver Everett“. Zwar überzeugen die Texte, musikalisch tritt die Platte jedoch auf der Stelle

Mark Oliver Everett, Sänger, Frontmann, Kopf und Seele der US-amerikanischen Band „Eels“, hat uns seine Geschichte zu erzählen. Im elften Studioalbum der Band öffnet er sein Herz und heißt alle, die eintreten wollen, willkommen.

Wir begegnen einem Mann, der auf die emotionalen Höhen und Tiefen seines Lebens zurückblickt. Dabei bewegt er sich zwischen familiärer Zerrüttung und Erschütterung, Tod. Er erhebt Vorwürfe gegen andere, sowie gegen sich selbst. Bis er schließlich zu der Erkenntnis gelangt, dass er, wie er singt, seine Vergangenheit bewältigen muss, anstatt sich von ihr niederschlagen zu lassen und die Fehler seiner Jugend nicht wiederholen darf („Mistakes of my youth“).

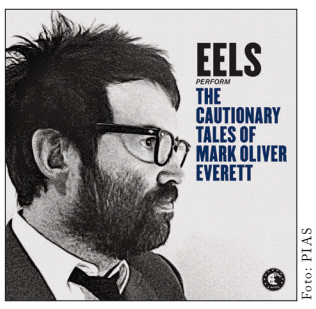


Foto: PIAS

Nun drängt sich die Frage auf: Weshalb veröffentlicht ein gestandener Mann wie Mark Everett ein Album, in dem er dem Zuhörer mit brutaler Ehrlichkeit verblüffend intime Einblicke in sein privat Erlebtes gewährt? Ganz einfach – aus seiner Sicht ist authentisch nur, was ehrlich ist. Everett will Bewusstsein und Perspektive schaffen für die, die vergleichbare emotionale Extreme durchwandern und bewältigen mussten oder müssen. Man kann nicht nur aus eigenen, sondern auch aus den Erfahrungen und Fehlern anderer lernen. Und genau diese Möglichkeit will er seinen Zuhörern eröffnen. Denn seine Geschichten sind, wie er es nennt, Warnungen, die uns alle betreffen können.

Diese Botschaft versteht jedoch nur, wer ganz genau hinhört. Denn die dunklen Geschichten spiegeln sich vor allem in den Texten, die Everett mit seiner rauen, vom Leben gezeichneten Stimme singt. Musikalisch hingegen bewegt sich das Album in verträumter Harmonie. Das für die „Eels“ so typische von Glockenspielmotiven begleitete Gitarrenzupfen wird diesmal in süß-sanften Orchesterklang gebettet. Diese Verbindung brutal ehrlicher Texte mit melancholisch warmer Musik erweckt den Eindruck, Everett hätte Frieden mit seiner Vergangenheit geschlossen.

Jedoch arbeitet die Band wiederholt mit den gleichen musikalischen Mitteln und verlässt den gemütlich wohligen Klangpfad nur an wenigen Stellen („Dead Reckoning“, „Answers“).Was die Songs im Einzelnen zwar gut, in ihrer Gesamtheit aber etwas eindimensional und ohne großen Wiedererkennungswert werden lässt. Im Ohr bleibt wenig Neues. Der durch die Texte entwickelte Spannungsbogen findet sich in der Musik nicht wieder.

Alles in allem bekommt, wer sich darauf einlässt, also ein auf textlicher Ebene durchaus bemerkenswertes, musikalisch angenehmes, aber leider unspektakuläres Album zu hören. Wer jedoch nach der für die „Eels“ auch typische Coolness und Gelassenheit oder auch Zerrissenheit, Klanggewalt und Härte Ausschau hält, tut dies leider vergeblich. **(chd)**

Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* kleine Arbeitsgruppen
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* erfahrene Dozenten
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de



05-0714
KARLSTORBAHNHOF



MO 19.05. BROKEN TWIN
DI 20.05. JAN BÖHMERMANN AUSVERKAUFT
FR 23.05. INDRA KLUBK
SA 24.05. LA NUIT BOHEME
SO 25.05. CUNNINLYNGUISTS
MI 28.05. CTRL MVMNT KLUBK
SA 31.05. BASS STATION! KLUBK
SA 31.05. FACT OR FICTION
MO 02.06. FRANÇOIS & THE ATLAS MOUNTAINS
DI 03.06. MATMOS
FR 27.06. BLANK BOAT CRUISE
FR 11.07. JULIA HOLTER
SA 26.07. ENDLESS SUMMER SOMMERFEST
Aktuelles Programm: www.karlstorbahnhof.de
www.facebook.com/karlstorbahnhof

Afrika im Aufwind

Die afrikanische Hochschullandschaft hat Zukunft und das Interesse an Partnerschaften und Austauschprogrammen steigt. Auch in Heidelberg?

Das Infozimmer des Dezernats Internationale Beziehungen ist die erste Anlaufstelle für Studierende, die Interesse am Auslandsstudium haben. Neugierige finden dort umfangreiche Informationen zu insgesamt über 450 Austauschprogrammen und Partnerschaften, welche die Uni mit Partnerhochschulen in aller Welt verbinden. In aller Welt? Nein. Denn ein Kontinent fehlt komplett auf der Landkarte der Heidelberger Hochschulkooperationen: Afrika.

„Mit 54 Nationen, Hunderten von Sprachen und einer außerordentlichen ethnischen und biologischen Vielfalt birgt der afrikanische Kontinent eine wahre Fülle an Wissen und Erfahrung." So beschreibt es die Webseite von „go out!", einem gemeinsamen Programm zur Förderung des akademischen Austauschs vom Deutschen Akademischen Austauschdienst und dem Bundesministerium für Bildung und Forschung. Und weiter: „Ein Auslandsaufenthalt an einer afrikanischen Universität erweitert die eigene Vorstellung von Kultur und Gesellschaft und hilft dabei, die Herausforderungen in einer globalisierten Welt besser zu verstehen."

In der Tat ist das öffentliche Interesse an Afrika in den letzten Jahren stetig gewachsen. Und auch die Wahrnehmung des Kontinents scheint im Wandel begriffen: Trotz zahlreicher politischer und ethnischer Konflikte, die viele Länder nach wie vor heimsuchen, wird Afrika im Zuge der Globalisierung auch immer stärker als Partner gesehen. Die positiven Entwicklungen relativ stabiler Demokratien wie Botswana oder Ghana geben außerdem zunehmend Anlass zu der Hoffnung, dass sich künftig immer mehr Länder aus ihrer postkolonialen Malaise befreien könnten.

Auch im Hochschulsektor machen sich diese Entwicklungen mittlerweile bemerkbar: Einige afrikanische Universitäten zählen zu den besten der Welt. Die südafrikanische University of Cape Town beispielsweise platziert sich im aktuellen Times Higher Education Ranking auf Rang 126 und damit vor der Universität Münster oder dem Karlsruher KIT.



Entsprechend wird das wissenschaftliche Potential afrikanischer Universitäten hierzulande wahrgenommen: Im Rahmen des Programms „Welcome to Africa" fördert der DAAD den Austausch von Studenten und Wissenschaftlern sowie die Einrichtung von Forschungskooperationen zwischen deutschen und afrikanischen Universitäten. Derzeit beinhaltet das Programm elf Projekte deutscher Hochschulen mit afrikanischen Partnern, darunter Projekte in den Bereichen Chemie, Pädagogik oder Computerlinguistik. Im Rahmen seiner Initiative „African Excellence" fördert der DAAD überdies fünf Fachzentren in Ghana, Tansania, Namibia, Südafrika und der Demokratischen Republik Kongo. In diesen Zentren, die sich unter anderem der Rechts- und Finanzwissenschaften widmen, soll eine künftige afrikanische Führungselite ausgebildet werden.

Laut Joachim Gerke, dem Leiter des Dezernats Internationale Beziehungen der Uni Heidelberg, zeichnet sich hier ein Trend ab. Oftmals seien neue Kooperationsprogramme mit staatlicher Unterstützung Vorboten einer intensiven Zusammenarbeit. Habe der Schwerpunkt akademischen Austauschs traditionell eher in Europa und dem angelsächsischen Raum gelegen, hätte sich das Interesse in den letzten Jahren zusehends in Richtung Asien und Lateinamerika verschoben. Über den dortigen Boom sei Afrika auch bei den Studierenden ein wenig ins Hintertreffen geraten. Doch mittlerweile scheine das Interesse an Afrika wieder zu erwachen.

Auch die Universität Heidelberg sei auf Fachebene durchaus bereits an einigen gemeinsamen Projekten mit afrikanischen Einrichtungen beteiligt. So bestünden unter anderem in der Ägyptologie und der Islamwissenschaft, aber auch der Pharmazie und der Tropenmedizin einzelne Kontakte zwischen Wissenschaftlern. Insbesondere das Institut für Public Health kooperiere intensiv mit afrikanischen Partnern. Dieses sei am Aufbau eines Studiengangs in Public Health an der Universität Ouagadougou, der Hauptstadt Burkina Fasos, beteiligt und unterhalte in Nouna, ebenfalls in Burkina Faso, ein Forschungszentrum. Weiterhin bestehe ein Austausch in Public Health und medizinischer Lehre mit der Universität Gondar in Äthiopien. Von derartigen Programmen profitieren beide Seiten gleichermaßen.

Umso erstaunlicher erscheint es, dass die Universität Heidelberg bislang keine Austauschprogramme mit afrikanischen Hochschulen unterhält. Auf die Frage nach dem Warum verweist Herr Dr. Gerke auf zwei Faktoren. Einerseits müsse darauf geachtet werden, dass die akademische Qualität der Gasthochschule den deutschen Standards vergleichbar sei, damit dortige Leistungen auch angerechnet werden könnten. Andererseits trage die Universität eine Verantwortung für die Sicherheit ihrer Studierenden, sodass auch eine gewisse politische Stabilität in den Partnerländern gewährleistet sein müsse. So war beispielsweise eine Kooperation mit der German University Cairo geplant, die jedoch in der Folge des arabischen Frühlings zunächst verschoben wurde. Derzeit sei man vor allem in Südafrika auf Partnersuche, so zum Beispiel in Kapstadt und in Stellenbosch. Auch in Nordafrika gebe es Möglichkeiten zur Kooperation. Allerdings entwickelten sich Austauschprogramme oftmals langfristig aus Forschungskooperationen. Trotz zunehmendem studentischen Interesse könnte es also durchaus noch eine Weile dauern, bis die ersten Heidelberger Gaststudenten für ein Auslandssemester nach Afrika gehen.

Nichtsdestotrotz gibt es auch jetzt schon Möglichkeiten, im Rahmen des Studiums ein afrikanisches Land kennen zu lernen. Mediziner können ihr Praktisches Jahr in Afrika leisten. Für Entschlossene in anderen Fächern besteht außerdem die Möglichkeit einer Bewerbung auf Promos-Stipendien, welche die Universität aus Mitteln des DAAD vergibt. Diese fördern Studienaufenthalte sowie selbst organisierte Praktika weltweit. Und auch eine Förderung durch das Auslands-BAföG ist für selbstorganisierte Auslandssemester in Afrika möglich. Letztlich gilt also: Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.



Letztlich sollte ein Studium nicht nur das Erlangen von Fachkenntnis, sondern auch persönliches Wachstum ermöglichen. Das bedeutet allerdings auch, die eigenen Grenzen auszutesten und zu erweitern, die eigenen Vorstellungen zu überprüfen und gegebenenfalls zu revidieren und die Lücken auf der eigenen geistigen Landkarte zu füllen. Insofern kann ein Auslandssemester in Afrika eine wichtige Erfahrung darstellen. Für die Zukunft bleibt daher zu hoffen, dass die Kooperationen und Partnerschaften der Universität Heidelberg weiter ausgebaut werden und neue Räume für interkulturelle Begegnungen geschaffen werden. Denn Afrika ist zu groß und zu vielfältig um vergessen zu werden. **(pme)**

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Paul Eckartz

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de
www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anna Vollmer (avo), Dominik Waibel (dom), Madalina Draghici (dra), Antonia Felber (fel), Frederic Weichel (fwe), Janina Schuhmacher (jas), Jonas Peisker (jop) , Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Monika Witzenberger (mow), Paul Eckartz (pme), Tim Sommer (tso), Ziad-Emanuel Farag (zef)

Freie Mitarbeiter: Christina Deinsberger (chd), Enrico Nahler (enz), Felicitas Lachmayr (fla), Katharina Werner (kat), Manon Lorenz (mlo)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 150: Juni 2014

Personals

tso: Warum haben wir eigentlich keine Personals?
mgr: Die Frauen haben früher immer mitgeschrieben.
mab: Genau! Wo sind die eigentlich hin?!





Grenzenlose Chancen

Willkommen zur Europawahl 2014! Jetzt gilt es, Interesse und Begeisterung für Europa zu wecken. Unsere Parteien haben deshalb weder Kosten noch Mühen gescheut, um die Wände mit den reichhaltigsten Wahlslogans aller Zeiten zuzukleben. Ein kleines Potpourri aus einem Wahlkampf voller Chancen, mit grenzenlosen Grenzen, für Bürger und Menschen.







Chancen für alle!

Chancen statt Grenzen!

Grenzen statt Chancen!

Alles für die Bürger!

Den Mittelpunkt in den Menschen stellen!

Burger für alle!

Irgendwas mit Freiheit!



Europa für alle!

Europa für mich!



Für mehr Ausrufezeichen auf Wahlplakaten: mow, mab

Sie haben selbst eine Partei und suchen noch nach einem geeigneten Slogan? Dann wenden sie sich an uns! Unsere Beraterfirma „Phrasenmann und Söhne“ hat schon viele Erfahrungen in Gemeinderats-, Landtags-, Bundestags- und Europawahlkämpfen gesammelt und steht Ihnen gerne mit Rat und Tat zur Seite. Auch für Sie haben wir den richtigen Slogan!